This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08158472 8

Eine Dienstreise nach dem Orient

R. Bosse

Eine Dienſtreiſe
nach dem Orient

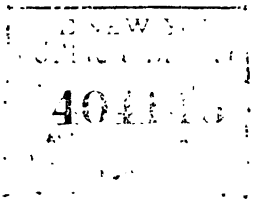
Eine Dienstreise nach dem Orient

Erinnerungen

von

Staatsminister Dr. R. Bosse

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1900



Inhalt

		Seite
1.	Vorbereitungen	1
2.	Von Berlin nach Genua	10
3.	Reisegesellschaft	20
4.	Auf der Mitternachtssonne	32
5.	In Afrika	45
6.	Das heilige Land	61
7.	Jerusalem	72
8.	Festlichkeiten	87
9.	Eindrücke	111
10.	Galiläa	124
11.	Heimwärts. Athen	143
12.	Abschied vom Schiff. Neapel und Umgebungen	158
13.	Über Rom, Florenz, Venedig, Wien nach Hause	183

To. F R. Yonbrilla July. 1907

I

Vorbereitungen

Seit Jahren gehörten zwei Reiſen zu meinen ſehnlichſten Wünſchen, eine Reiſe nach Amerika und eine nach Paläſtina. Zwei ſehr verſchiedne Reiſeziele, ebenſo verſchieden wie die Gründe meiner Sehnſucht nach ihnen. Nur die Unwahrſcheinlichkeit, daß dieſe Sehnſucht jemals Erfüllung finden könnte, war bei beiden gleich groß. Schon Homer ermahnt: *ἀλλ᾽ οὐ Ζεὺς ἄνδρασσι νοήματα πάντα τελευτᾶ*, nicht gewährt Zeus den Männern alle Wünſche. Damit

hatte auch ich mich abgefunden. Allein zuweilen geſchehn plötzlich und unverhofft Dinge, die auch den kühnſten Wünſchen Erfüllung bringen. So iſt es mir mit der erſehnten, aber für unerreichbar gehaltnen Orientreiſe ergangen. Wider alles Erwarten fiel ſie mir plötzlich in den Schoß. Ich habe in meinem bewegten Leben viel Schönes und Intereſſantes geſehen und erfahren, und ich bin dafür dankbar. Dieſe Reiſe aber mit allen ihren Seltſamkeiten — ſie verlief ganz anders, als ich ſie bei freier Dispoſition mir eingerichtet haben würde — gehört immerhin zu den Glanzpunkten meiner Erlebniſſe.

Am 1. September 1898 war ich in meiner Eigenſchaft als Kultusminiſter, wie üblich, zu dem im Berliner Schloſſe ſtattfindenden Herbſtparadediner befohlen worden. Als nach aufgehobner Tafel der Kaffee herumgereicht wurde, kam der Geheime Kabinettsrat von Lucanus an mich heran und teilte mir mit, der Kaiſer habe befohlen, daß ich mich bei ihm in Jeruſalem zu der am 31. Oktober bevorſtehenden Einweihung der Erlöſerkirche melden ſolle. Ich war überraſcht. Der Bau der Erlöſerkirche wurde von der Jeruſalemſtiftung geleitet, und dieſe ſteht unter der Oberaufſicht des Kultusminiſteriums.

Diesem Verhältnisse entsprechend hatte ich bei der Vorlegung der von dem Geheimen Oberbaurat Adler entworfnen Baupläne für die Erlöserkirche mitgewirkt. Der Kaiser selbst hatte die vorgelegten Pläne teilweise geändert und namentlich an Stelle des ursprünglich projektierten Turms den jetzt zur Ausführung gelangten, sehr harmonischen und stilgerechten Turm selbst in das Projekt eingezeichnet und uns bei einem Immediatvortrage die Gründe für die von ihm befohlnen Abweichungen mitgeteilt. Indessen daraus ergab sich noch kein Anspruch für mich, auch bei der Einweihung der fertigen Kirche zugezogen zu werden. Als ich Kenntnis davon erhielt, daß für die Einweihung der Kirche eine Feier in großartigem Stil unter Anwesenheit des Kaisers geplant wurde, war mir wohl der Gedanke gekommen, daß in der Stellung des Kultusministeriums zu der Jerusalemstiftung und in den kirchenregimentlichen Befugnissen, die der Kultusminister in den Landeskirchen der Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau ausübt, vielleicht ein Grund liegen könne, ihn bei der Einweihungsfeier der Erlöserkirche mitzuzuziehn. Ich hatte es aber unterlassen, in dieser Beziehung Wünsche auszusprechen. Nun

waren nach der Mitteilung des Geheimen Kabinettsrats ähnliche Gedanken ohne jedes Zuthun von meiner Seite an allerhöchster Stelle aufgetaucht, und ich konnte den Befehl des Kaisers, mich in Jerusalem bei ihm zu melden, nur mit froher Genugthuung begrüßen. Als mich deshalb der Kaiser gleich nach dem Gespräch mit Herrn von Lucanus persönlich anredete, sprach ich ihm meinen Dank dafür aus, daß er mich bei der Feier in Jerusalem zuziehn wolle. Der Kaiser war an diesem Abend sehr aufgeräumt und scherzte mit mir äußerst freundlich über das uns im heiligen Lande bevorstehende Kamelreiten. Die Umstehenden mochten einzelne Worte aus dieser Unterhaltung gehört haben, und ich wurde nachher darauf angeredet, daß ich dem Kaiser gesagt hätte, es sei jedenfalls besser, ein Kamel unter sich als über sich zu haben. Das war, wie ich nicht zu versichern brauche, die Legende eines Spaßvogels. Ich hatte nur gesagt, wenn man das Kamel erst unter sich habe, werde man wohl damit fertig werden können. Der Kaiser verabschiedete sich von mir sehr gütig mit den Worten: „Also auf Wiedersehen in Jerusalem.“ Zu Hause fand ich denn auch schon den entsprechenden schriftlichen Befehl vor.

Ich war bei dem amtlichen Charakter der bevorstehenden Reise in der glücklichen Lage, einen der Räte des Ministeriums und außerdem einen Diener mitnehmen zu können, und das erleichterte nicht nur die Reise, sondern die Gemeinschaft mit einem befreundeten Gefährten, der mir zugleich geschäftlich zur Verfügung stand, war eine besondre Annehmlichkeit. Alle Freuden der Reise wurden dadurch erhöht, die Mühsale und Verdrießlichkeiten gemindert. Wir bestellten uns Plätze bei dem Unternehmer Hugo Stangen, der von seiten der Jerusalemstiftung mit dem Arrangement der „offiziellen Festfahrt" betraut war. „Offizielle Festfahrt" klang allerdings nicht besonders schön. Offiziell klingt zwar nicht ganz so schlimm wie offiziös, aber schön klingt es auch nicht, und bei dem Worte Festfahrt dachte man mindestens mit demselben Rechte an fest fahren, wie an das Fahren zu einer festlichen Feier. Aber dafür war ich ja nicht verantwortlich. Es trug vielmehr wesentlich zu meinem Behagen während der Reise bei, daß ich für die Reiseanordnungen nicht die mindeste Verantwortung zu tragen hatte. Die Aussicht, für einige Wochen von jeder geschäftlichen Verantwortlichkeit frei zu sein, war für einen mit Geschäften über-

lasteten Minister eine geradezu paradiesische Perspektive.

Man war damals allgemein erstaunt darüber, daß die Kaiserin ihren Gemahl auf der Reise nach dem Orient begleiten wollte. Nach allem, was man über den Reiseplan des Kaiserpaares gehört hatte, sollte die Reise ziemlich lange dauern, über Konstantinopel nach Syrien und Palästina gehn und schließlich auf Ägypten ausgedehnt werden, wo der Kaiser, wie es hieß, den Nil hinauf bis Assuan fahren und in Oberägypten englische Truppen sehen wollte. Eine solche Reise ist nicht ohne ungewöhnliche Strapazen denkbar, und die Sorge ängstlicher Gemüter, daß dabei trotz aller Vorsichtsmaßregeln bei den unsichern und unkontrollierbaren Zuständen des Orients Gefahren für die Person des Kaisers und der Kaiserin nicht ausgeschlossen seien, ließ sich nicht ganz abweisen. Diese Gefahren erschienen um so bedrohlicher, als die weite Entfernung und der Aufenthalt in halbzivilisierten Ländern eintretenden Falls die Verlegenheiten ins ungeheuerliche zu steigern geeignet waren. In weiten Kreisen sah man deshalb der Reise des kaiserlichen Paares mit einer gewissen Bangigkeit entgegen. Das Reiseprogramm erwies

sich ja auch schließlich als sehr eingeschränkt. Dem Kaiser und der Kaiserin aber war — wenigstens an jenem Abend im Schlosse — von derartigen Besorgnissen nicht das mindeste anzumerken. Beide freuten sich sichtlich auf die Reise. Die Kaiserin, die mich in ihrer gütigen Art bei dieser Gelegenheit ebenfalls auf das bevorstehende Zusammentreffen in Jerusalem anredete, meinte nur, sie wünsche sich, daß sie die heiligen Stätten ohne großen Trara sehen könne. Ich erwiderte, das sei freilich ein sehr begreiflicher Wunsch; aber auf den Höhen des Lebens — das sei nun einmal nicht anders — müsse man auch den Trara, ohne den es nicht abgehe, mit in den Kauf nehmen. Sie gab mir Recht.

Daß der Kaiser indessen den Ernst des ganzen Reiseunternehmens nicht verkannte, ging daraus hervor, daß er am 7. Oktober im Marmorpalais bei Potsdam die Minister zu einem Kronrat versammelte. Er besprach in dieser Zusammenkunft alle zur Zeit schwebenden großen Fragen der Politik, insbesondre unser Verhältnis zu Rußland, England und Frankreich eingehend mit einer Klarheit, Einsicht, Überlegung und Entschlossenheit, die uns mit Bewunderung erfüllte. Soviel ging aus dieser Besprechung unzweifelhaft hervor, daß

alles von einem hohen Standpunkt aus auf das sorgfältigste überlegt, und soweit menschliches Ermessen und menschliche Vorsorge reicht, nicht nur wohl erwogen war, sondern daß auch für die verschiednen politischen Möglichkeiten die umsichtigsten Dispositionen im voraus getroffen worden waren. Übrigens wurden dabei auch aus der Mitte des Staatsministeriums heraus die Gefahren der Reise, der weiten Entfernung und der langen Abwesenheit ausdrücklich hervorgehoben. Jedenfalls trug dieser Kronrat wesentlich dazu bei, die Zuversicht auf einen günstigen Verlauf und Erfolg der Reise bei den Ministern zu stärken.

Mein Begleiter, Geheimrat St., und ich hatten uns mit Rundreisebillets versehen für die Reise nach Frankfurt, Luzern, Mailand und Genua, wo wir uns auf dem früher deutschen, jetzt aber einer englischen Firma gehörenden Dampfer Midnight-Sun einschiffen sollten, während wir für die Rückreise den Weg über Neapel, Rom, Florenz, Venedig, Wien und Dresden vorgesehen hatten. Mir war diese Reiseroute erwünscht, weil ich Oberitalien und die Seen sowie Mailand schon kannte, dagegen bisher weder in Genua, noch in Neapel, Rom,

Florenz und Venedig geweſen war. Wir hatten uns gleichmäßig mit warmer und leichter Kleidung vorgeſehen und mußten außerdem für die Feier in Jeruſalem die Galauniform mitnehmen. Das war ein wenig umſtändlich, gehörte aber zu dem Trara, von dem die Kaiſerin, echt menſchlich empfindend, zu mir geſprochen hatte.

2

Von Berlin nach Genua

Dienstag, den 11. Oktober, fuhren wir vom Anhaltiſchen Bahnhofe ab, übernachteten in Frankfurt und reiſten am 12. über Baſel nach Luzern. Für die verſchiedenen Zollgrenzen hatten wir ein laissez-passer des Auswärtigen Amts bei uns, das uns treffliche Dienſte leiſtete. In Luzern war das Wetter trübe und regneriſch. Wir gingen aber doch zum Löwen und zum Gletſchergarten, übernachteten im Schweizerhof vortrefflich und trafen dort auch als erſten Reiſegefährten, oder wie man ſich nachher auszudrücken pflegte,

Mitpilger, den uns befreundeten Generalsuperintendenten, Propst D. Faber aus Berlin. Am Donnerstag früh hatte sich das Wetter geklärt, und frohgemut fuhren wir über Arth-Goldau, Brunnen und Flüelen dem Gotthard zu. Es war ein heller Tag, alle Berge, auch Rigi und Pilatus waren bis untenhin beschneit, und die Gipfel funkelten im Sonnenschein. Im Zuge fanden wir einige Johanniterritter aus Westfalen, die zwar nicht auf der Mitternachtsonne, aber auf dem gleichfalls von der Firma Hugo Stangen gecharterten Dampfer Argonaut die Fahrt mitmachen wollten. In Göschenen lag Schnee auf der Bahn, aber jenseits des großen Tunnels wurde es warm bei völlig wolkenlosem, blauem Himmel. So fuhren wir, nachdem in Chiasso die Zollrevision — dank unserm laissez-passer — erstaunlich glatt und schnell verlaufen war, mit Entzücken durch die herrliche Landschaft. In der lombardischen Ebene boten sich die herrlichsten Rückblicke auf die Alpen, insbesondre den imposanten Monte Rosa. Um $^1/_2$4 Uhr nachmittags waren wir in Mailand, fanden im Hotel Milan vorausbestelltes, gutes Quartier und konnten noch bequem zum Dom und nach dem Cimetero gehn. Leider war das Dach des Doms

nicht mehr zugänglich. Das berühmte Campo-santo mit seinen veräußerlichten, forciert realistischen Marmorkunstwerken machte auf uns einen wenig befriedigenden Eindruck. Diese anspruchsvollen Marmordenkmäler muten uns Deutsche nicht an. Man hat immer den Eindruck, als ob diese Büsten und Porträtfiguren hier nicht ausschließlich als der Ausdruck der Liebe zu den Verstorbnen stehn, sondern zugleich als kostspielige Renommierkunstwerke, die besagen sollen: Wir lassen uns auf dem Camposanto unsre Pietät etwas kosten, wir haben es ja dazu. Am andern Morgen stiegen wir in aller Frühe auf das Dach des Doms. Ich war auch diesesmal über die zahllosen Figuren auf den Dächern und Galerien erstaunt, aber einen recht warmen, packenden Eindruck hat mir der Mailänder Dom nie gemacht. Wir hatten es auch eigentlich mehr auf den Blick nach den savoyischen Alpen abgesehen; aber das helle Wetter von gestern war vorbei. Dunstschleier verhüllten die Bergriesen und lüfteten sich nur spärlich, um uns deren Eisgipfel vorübergehend zu zeigen. Das hatte zwar auch seinen geheimnisvollen Zauber, aber wir hatten mehr erwartet. Ziemlich enttäuscht machten wir uns an den Abstieg.

Wir brannten darauf, bald nach Genua zu kommen. So gern ich die herrliche Certosa di Pavia einmal genau und im Innern gesehen hätte, so gaben wir sie doch auf und bestiegen um neun Uhr den Zug, der über Novi nach Genua fuhr. An der Certosa kamen wir vorüber und hatten auch von der Bahn aus unsre helle Freude an den graziösen Architekturformen der schönen Kirche. Auch das Überschreiten des Po und die dort wahrnehmbaren, berühmt gewordnen Flußregulierungsarbeiten interessierten uns. Landschaftlich aber wird der Blick aus der Bahn erst von Novi an gefesselt. Hier tritt die Bahn in das Gebirge (den Apennin) ein und windet sich durch zahlreiche Tunnel und auf hohen Viadukten höchst malerisch hinüber. Gegen ein Uhr mittags waren wir in Genua. Dort war in dem trefflichen, deutsch bewirtschafteten Hotel de Ville am Hafen für uns gutes Quartier bestellt, und schon das Treiben im und am Hafen vor unsern Fenstern bot ein schönes und bewegtes Bild. Wir trafen auch schon einige Jerusalemfahrer, unter ihnen den Bischof D. Bang aus Christiania, einen trefflichen, hochgebildeten Theologen, der geläufig deutsch sprach und sich mit uns bekannt machte. Er ist auch einmal

anderthalb Jahre lang Kultusminister gewesen, meinte aber, daß er das Bischofsamt weit vorziehe. Das glaubte ich ihm ohne weiteres, und doch mag das Ministersein in Norwegen vielleicht noch vergnüglicher sein als bei uns. Gleich bei der Ankunft meldete sich bei mir der junge Geistliche der deutsch-evangelischen Gemeinde in Genua, Pastor Leonhardt, ein Schwager des Geheimen Rats Dr. A. im Berliner Kultusministerium. Auch unser Generalkonsul Dr. Pritsch und der Vizekonsul Zahn begrüßten uns. Sie geleiteten uns zu Wagen durch die Stadt aufwärts nach dem Camposanto. Schon die Gebäudeanlage ist hier großartiger und würdiger als die in Mailand, und auch der Gesamteindruck ist günstiger. Indessen, von ganz vereinzelten Denkmälern abgesehen, ist der Eindruck auch hier im ganzen und großen der einer künstlerischen, sozialen und sittlichen Verirrung. Nur der kleine, einfache Friedhof der deutsch-evangelischen Gemeinde, der an das Camposanto angrenzt, wirkte auf uns heimatlich, schlicht, ernst, weihevoll. Hier weht der Odem der Liebe über die wohlgepflegten und sinnig geschmückten Gräber, hier ist ein Stück deutscher Heimat im fremden Lande.

Von dort fuhren wir mittels Trambahn und

Drahtseilbahn nach dem hoch oben über der Stadt herrlich liegenden Café Righi. Es liegt dicht unter dem Castellaggio, einem Fort, das den Gipfel des Berges krönt. Wir trafen es mit der Aussicht von der geräumigen Terrasse des Café Righi noch ganz prächtig. Der Blick auf die terrassenförmig sich bis zum Golf hinabziehende Stadt, über den vor uns liegenden, von Schiffen belebten Hafen in den Golf hinaus und über die beiden Rivieren, westlich die Riviera di Ponente, östlich die Riviera di Levante, ist entzückend. Westlich sieht man nach Pegli zu, östlich nach Nervi. Hinter Nervi wird das Bild durch das sehr charakteristische Vorgebirge Portofino, hinter dem Rapallo und Santa Marguerita liegen, malerisch abgeschlossen. Wir tranken oben einen trefflichen Chianti und trafen auch eine bekannte Berliner Familie, die mit dem Argonaut nach Jerusalem reisen wollte. Am Sonnabend Vormittag fuhren wir im Hafen mit einem Boot nach dem Stangenschen Dampfer Argonaut, der achtzig Passagiere nach Alexandrien und Jerusalem bringen soll. Das Schiff gefiel uns ganz gut. Jedenfalls hatte es mehr Raum als unsre daneben liegende Mitternachtsonne, auf der rund zweihundert Reisende eingeschifft werden

ſollten. Dieſe war freilich viel größer als der Argonaut. Dennoch mußte ſie voller werden und dem Einzelnen weniger Raum bieten. Im übrigen machten beide Schiffe einen vertrauenerweckenden Eindruck. Nur daß wir unter engliſcher Flagge fahren mußten, hatte für uns etwas Demütigendes. Ich brachte das auch zur Sprache, erfuhr aber, daß die Bemühungen, ein Schiff des Norddeutſchen Lloyd zu bekommen, an den zu hohen Forderungen des Lloyd geſcheitert ſeien. Sehr, ſehr ſchade! Eine „offizielle Feſtfahrt“ der höchſten kirchenregimentlichen und ſonſtigen deutſchen Beamten unter engliſcher Flagge! Es war beinahe wie ein Hohn, und ich kann mir kaum denken, daß dieſes Arrangement unſerm Kaiſer ſehr gefallen haben würde. Allein zu ändern war daran nichts mehr.

Dann beſuchte ich noch die deutſche Schule und wohnte in allen Klaſſen eine Zeit lang dem Unterrichte bei. Das Ergebnis war ſehr befriedigend. Dieſe deutſchen Schulen im Auslande haben beim Unterrichte mit Schwierigkeiten zu kämpfen, von denen ſich unſre Lehrer in der Heimat nichts träumen laſſen. Die Kinder kommen mit allen möglichen Mutterſprachen zur Schule und können häufig im Anfange kein

Wort deutſch. So müſſen ſich die Lehrer ihre Klaſſe erſt mühſam zu einer deutſchen heranbilden. Sie haben dafür natürlich beſtimmte methodiſche Erfahrungen, aber immerhin ſind in dieſen Schulen alle Schwierigkeiten, mit denen der Lehrer bei uns zu kämpfen hat, potenziert. Gleichwohl habe ich hier und ſpäter auch in Neapel überraſchend gute Leiſtungen gefunden. Namentlich zeichnete ſich in Genua die Klaſſe einer Lehrerin aus, und in dieſer Klaſſe ein kleines, geweckes, ſehr hübſches jüdiſches Mädchen, das alle andern Kinder weit hinter ſich ließ. In dem Direktor der Schule lernten wir einen methodiſch geſchulten, umſichtigen und thatkräftigen Schulmann kennen. Er iſt im Jahre 1872 von dem ehrwürdigen Dr. Schneider, dem Leiter des Volksſchulweſens in unſerm Kultusminiſterium, dorthin empfohlen worden. In der Schule merkte man deutlich, wie ſie und ihre Arbeit von nationalem, deutſchem Bewußtſein getragen werden. Mit dem wachſenden Anſehen des Deutſchen Reichs hebt ſich natürlich das patriotiſche Empfinden der Deutſchen im Auslande. Dieſe Diaſporaſchulen aber haben dabei eine große Aufgabe, und ihre nationale Bedeutung kann man kaum hoch genug anſchlagen. Ich habe mir überall, wo ich ſolche Schulen

beſucht habe, genaue Notizen in der Hoffnung gemacht, manche Förderung für ſie erwirken zu können.

Nach Tiſch fuhren wir nachmittags mit dem Generalkonſul Dr. Pritſch bei hellem, warmem Wetter in einem Mietwagen nach Nervi. Der Weg führt an der Küſte des Golfs entlang; es war eine wundervolle Fahrt. Etwa in der Mitte des Städtchens Nervi ſtiegen wir aus und gingen eine förmliche Palmenallee entlang — dieſe rieſigen Palmen als Chauſſeebäume imponierten uns nicht wenig — bis an das Meeresufer. Hier windet ſich durch die Klippen der Küſte ein entzückender Fußweg parallel der nach Spezzia führenden Eiſenbahn. Wir verfolgten ihn und wandten uns ſchließlich dem ſchönen Garten des großen Edenhotels zu, auf deſſen Terraſſe wir in ſehr fröhlicher Stimmung ein Glas Bier tranken. Als wir bei einbrechender Dunkelheit nach Genua zurückkamen, hatte ſich inzwiſchen die Zahl der angekommnen Mitpilger ſehr vermehrt, und in dem Wintergarten unſers Hotels gab es ein fröhliches Begrüßen. Andern tags war Sonntag. Wir gingen um ½11 Uhr zum evangeliſchen Gottesdienſt in dem Betſaal der Waldenſergemeinde. Der Saal mag wohl

selten so gefüllt gewesen sein, wie an diesem Sonntag, an dem zugleich der Gedenktag des dreißigjährigen Bestehens der evangelischen Gemeinde in Genua gefeiert wurde. Aus diesem Anlaß predigte Pastor Leonhardt über den 100. Psalm und gedachte dabei auch unsrer Jerusalemreise. Am Abend dieses Sonntags waren wir bei dem Generalkonsul Dr. Pritsch zu Tisch, wo wir eine Reihe von Herren aus der deutschen Kolonie trafen. Die Frau des Hauses, eine geborne Lippe-Detmolderin, wußte ihre gastlichen Räume mit dem Zauber deutscher Geselligkeit zu erfüllen, und der Abend verlief sehr traulich in angeregter und fruchtbarer Unterhaltung.

3

Reiſegeſellſchaft

Am andern Morgen, Montag den 17. Oktober, ſollten wir uns einſchiffen. In unſerm Hotel hielt der Geheime Kirchenrat D. Pank aus Leipzig, uns Berlinern von früher her ein lieber Freund, eine kurze, ſchlichte, ſehr wohlthuende Morgenandacht, und dann ging es — etwas ſtürmiſch — hinab zum Hafen. Stürmiſch war das Wetter — es wehte ein warmer, aber heftiger Sirokko mit Regenböen —, und ſtürmiſch war das Gedränge zu den Booten, das Geſchrei

der Bootsleute, die Angſt der nun maſſenhaft erſcheinenden Mitpilger um ihre Perſon und ihr Gepäck. Wir hatten uns glücklicherweiſe ein beſondres Boot gemietet, das ein alter Genueſer Fiſcher Benedetto, ein wettergebräunter, höchſt verwegen dreinſchauender Prachtkerl, mit Kraft und Grazie durch das Gewirr der zahlloſen Boote und Schiffe ſicher an die Falltreppe der Mitternachtſonne ruderte. Glücklich kamen wir mit unſern Sachen hinauf und nahmen von unſern Kabinen Beſitz. Sie lagen auf Deck, waren freilich ein wenig eng aber doch ausreichend und, was beſonders wichtig war, bequem zu lüften. Ich habe in dieſer Beziehung über die Mitternachtſonne nicht die geringſte Klage zu führen und mich in wie außer meiner Kabine auf dem Schiffe ſehr wohl befunden. Die unter Deck liegenden Kabinen ließen freilich manches zu wünſchen übrig. Sie waren zum Teil recht heiß und dumpfig. Auch der große Speiſeſaal im Zwiſchendeck ſah zwar mit den ſauber gedeckten Tafeln ganz einladend aus, war aber niedrig und nur mangelhaft ventiliert, immerhin jedoch erträglich. Sehr angenehm war der auf Achterdeck liegende, geräumige, helle und behagliche Rauchſalon. Für den Aufenthalt auf Deck

hatte ich mir vorſorglich einen bequemen, zuſammenlegbaren Rohrſeſſel gekauft, der mir treffliche Dienſte geleiſtet hat. Unſre Koffer waren bald verſtaut, und wir hatten reichlich Muße, uns die mit immer neuen Mitreiſenden ankommenden Boote von Deck aus mit dem Behagen ſichrer Geborgenheit anzuſehen. Das Waſſer war ſelbſt hier im Hafen ziemlich bewegt, und nach draußen zu ſahen wir hohe Wellen ihren weißen Giſcht über die Molen ſpritzen. Dicht neben unſrer Mitternachtſonne lag der ſchöne große Dampfer des Norddeutſchen Lloyds „Bayern," der tags darauf von Genua nach China abgehn ſollte. Bald nach elf Uhr ſchien unſre Reiſegeſellſchaft vollzählig an Bord zu ſein, und die Muſik der „Bayern" ſpielte den Choral „Ein feſte Burg iſt unſer Gott," während unſre Anker aufgewunden wurden.. Gegen zwölf Uhr ſetzte ſich unſer Schiff in Bewegung. Wir ſtanden alle auf Deck und ſangen „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren." Dann brachte ein Herr ein Hoch auf unſern Kaiſer aus, in das wir laut einſtimmten. Daran ſchloß ſich der Geſang von „Heil dir im Siegerkranz," und langſam glitt das ſtattliche Schiff durch den belebten Hafen. Ernſt und gehoben war die

Stimmung der Mitreisenden. Ich habe bei niemand sentimentale Anwandlungen bemerkt, aber man sah es den Gefährten an, daß die Bedeutung der angetretnen Fahrt von ihnen empfunden wurde. Bald wurde zum Frühstück geblasen, und in dem vollzählig besetzten Speisesaale ließ sich die Reisegesellschaft — es waren 201 Passagiere — zum erstenmal vollkommen übersehen. Wenn man sie gruppieren wollte — selbstverständlich saßen aber alle Gruppen bunt und zwanglos durcheinander —, so stand außer den sechsundvierzig Damen im Vordergrunde die Gruppe der Johanniterritter, unter ihnen zahlreiche ältere und jüngere Offiziere, natürlich in Zivil. Fast ebenso stark, aber äußerlich schon durch die Kleidung noch schärfer hervortretend erschien die Gruppe der Geistlichen, am wenigsten zahlreich die der Beamten und Zivilisten, unter ihnen überwiegend Vorsitzende und Beamte von Konsistorien. Den Vorsitz bei Tisch führte der Präsident des preußischen Evangelischen Oberkirchenrats, Exzellenz D. Barkhausen, der auch das Tischgebet sprach und überhaupt als Vorsitzender der Jerusalemstiftung die leitende Spitze der ganzen Expedition, gewissermaßen der Hausherr war. Die verschiednen Elemente der großen

Reisegesellschaft fanden sich überraschend gut zu einander, der Verkehr war zwanglos, herzlich, heiter und überaus anregend. Das gemeinsame Ziel und auch wohl die in der Hauptsache gleichartige Auffassung der politischen und kirchlichen Bedeutung der Pilgerfahrt gaben dem Zusammensein auf dem Schiffe das Gepräge einer freundlichen, wohlthuenden Gemeinschaft. So scharf sich natürlich sehr bald einzelne charakteristische Individualitäten von dem durchschnittlichen Niveau abhoben, so störte dies doch die Traulichkeit der Gemeinschaft nicht nur nicht, sondern machte diese vielmehr lebendiger und reicher.

Ganz besonders erfreulich und traulich entwickelte sich auf dem Schiffe der Verkehr zwischen Süddeutschen und Norddeutschen. Ich habe ihn ziemlich scharf beobachtet und habe dabei auf keiner Seite irgend etwas künstlich Gemachtes entdeckt. Die Norddeutschen fühlen sich von vornherein zu den Süddeutschen mehr hingezogen, als umgekehrt diese zu jenen. Die zugeknöpfte Art des Norddeutschen und der namentlich den Preußen von jeher nachgesagte Zug zu einer gewissen anspruchsvollen Geltendmachung ihrer eingebildeten oder vielleicht auch einmal wirklichen Überlegenheit hat die Schwaben einigermaßen

mißtrauisch gegen norddeutsches Wesen gemacht, und dieses Mißtrauen hängt — bewußt oder unbewußt — mit unsrer ganzen politischen Entwicklung zusammen. Wie stark ausgleichend aber die Wiedererrichtung des Reichs, die Gewinnung des gemeinsamen Vaterlandes gewirkt hat, war mir früher kaum jemals so handgreiflich vor Augen getreten wie dort auf dem Schiffe. Überdies hatte sich eine andre, nicht von mir allein gehegte Besorgnis als ganz unbegründet erwiesen. Auf dem Schiffe waren geistliche Würdenträger und Männer in hohen, zum Teil den höchsten kirchenregimentlichen Stellungen aus allen verschiednen deutschen Landeskirchen vereinigt, also unierte und konfessionelle, Nassauer, Badenser, Anhaltiner und unierte Preußen auf der einen und hannoverische, schleswig-holsteinische, hessische, mecklenburgische, bayrische, sächsische und sonstige Lutheraner auf der andern Seite. Wer die Schärfe der kirchlichen und theologischen Gegensätze kennt, die noch vor dreißig oder vierzig Jahren und — mehr vereinzelt — auch noch später zu den heftigsten Kämpfen und ganz fanatischen Ausschreitungen geführt hatten, der durfte wohl mit einer gewissen Ängstlichkeit der Vereinigung so disparater und gegeneinander

mit kirchenpolitischem Mißtrauen erfüllter Elemente auf dem Schiffe entgegensehen. Diese Ängstlichkeit war völlig unbegründet und wurde glänzend beschämt. Zwischen den Vertretern der verschiednen Landeskirchen, Konfessionen und selbst Richtungen — ganz unvertreten war auch die mehr liberale Theologie nicht — herrschte während der ganzen Reise ein wahrhaft herzliches, vertrauensvolles, man kann sagen brüderliches Verhältnis. Ich habe daran im stillen meine Freude gehabt. Wenn man bedenkt, daß die geistlichen Herren einer nach dem andern an die Reihe kamen, um morgens oder abends die gemeinsame Andacht zu halten, so konnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß dabei leicht einmal ein unvorsichtiges oder nicht ganz taktvolles Wort zu Mißverständnissen und unerfreulichen Reibereien führen könne. Nichts davon ist eingetreten. Das gegenseitige Vertrauen und die daraus erwachsende innerliche Gemeinschaft, die Freude an dem anregenden, sich von Tag zu Tag vertiefenden Verkehr miteinander wuchsen vielmehr je länger desto mehr.

Wer mitten in diesem Verkehr stand und offne Augen hatte, mußte sich sagen, daß diese gegenseitige Annäherung nichts Zufälliges war, daß sie vielmehr einem sich seit Jahren langsam

und fast unmerklich vollziehenden grundsätzlichen, theologischen und kirchenpolitischen Entwicklungsprozeß entsprach, daß sie ein Symptom oder vielmehr der Ausdruck der evangelischen Friedensgesinnung war, die — vielleicht im kaum bewußten Anschluß an die Eisenacher kirchenregimentlichen Konferenzen — in den deutschen evangelischen Landeskirchen oder doch unter deren kirchenregimentlichen Vertretern Wurzel zu fassen begonnen hat. Ich weiß wohl, daß diese Auffassung in manchen kirchlichen Kreisen dem Einwande eines allzu hoffnungsreichen oder doch verfrühten Optimismus begegnet, und daß man warnt, die Keime zu einer Ausheilung unsrer kirchlichen Zertrennung und Zersplitterung, wenn solche wirklich vorhanden sind, nicht zu früh bloßzulegen und damit ihre Weiterentwicklung zu stören. Gewiß soll man nicht, den Kindern gleich, keimende Saatkörner immer wieder aufkratzen. Wo sie aber in gesunder, natürlicher Entwicklung die Erdscholle durchbrechen, ans Licht dringen und grüne Blätter treiben, da soll man sich doch die Augen nicht zuhalten, sondern da darf und soll man sich des sprossenden Grüns freuen und getrost Blüte und Frucht erhoffen.

Durch die evangelischen Kirchen, namentlich die

deutscher Zunge, geht unverkennbar ein geistliches Regen, ein Zug nach größerer Gemeinsamkeit, eine religiöse Vertiefung und Entwicklung. Schon die praktische Bethätigung auf dem Gebiete der Innern Mission, die evangelische Liebesthätigkeit giebt davon Zeugnis. Auch die Entwicklung des Gustav-Adolf-Vereins und die günstige Stellungnahme aller evangelischen Richtungen zu ihm möchte hier als ein Symptom zu erwähnen sein. Und dieser lang ersehnte Zug zu friedlicher Annäherung zeigte sich deutlich und erfreulich auch in dem Verkehr auf unserm Schiffe. Sicherlich hat daran auch die politische Einigung des Deutschen Reichs ihren Anteil, und diese gemeinsame Pilgerfahrt der Vertreter der evangelischen Kirchenregimente nach Jerusalem war ja ohne Frage auch nicht ohne politischen Hintergrund. Aber das schöne, einträchtige Verhältnis, wie es in der so bunt zusammengewürfelten Reisegesellschaft hervortrat, wäre doch vor Jahren kaum denkbar gewesen. Was mir immer wieder entgegentrat, war die Wahrnehmung, daß die früher so tief wurzelnde und so weit verbreitete Furcht vor der preußischen Union und Unionsmache in erfreulicher Weise zurückgetreten ist; denn diese Besorgnis lag den nichtpreußischen

Evangelischen, namentlich den Gliedern der nicht unierten, konfessionellen Landeskirchen tief im Blute und ließ viele Jahre lang jede Verständigung von vornherein als ausgeschlossen erscheinen. Das hat sich geändert. Die synodale Entwicklung und die kirchengesetzlich verbürgte Geltung des vorhandnen Bekenntnisstands, sowie die Haltung, die das preußische Kirchenregiment in diesen Fragen seit Jahren eingenommen hat, haben allmählich in weiten Kreisen das Mißtrauen beseitigt oder doch wesentlich abgeschwächt. Und das ist ein großer Fortschritt zu dem Ziele einer brüderlichen Annäherung der einzelnen evangelischen Landeskirchen und eines von Unionsfurcht nicht getrübten, praktischen Zusammenwirkens.

Unter den vielen höhern Geistlichen, die auf dem Schiffe waren, zogen drei hervorragende Ausländer die Aufmerksamkeit besonders auf sich. Nicht bloß durch ihre Stellung, sondern auch durch ihre Person. Das war einmal der schon erwähnte Bischof von Christiania D. Bang, sodann sein schwedischer Amtsbruder, der Bischof von Wisby D. von Schéele und der Vertreter der evangelischen (unierten) Synode von Nordamerika D. Menzel aus Richmond in Virginien, jeder in seiner Art ein ausdrucksvoller Typus, alle drei

aber von einer höchst wohlthuenden Innigkeit, voll reicher Lebenserfahrung und hervorragender allgemeiner wie theologischer Bildung. Es war eine Freude, mit diesen Männern zu verkehren. Nicht minder günstig war aber auch der Eindruck, den das taktvolle und anziehende Auftreten unsrer deutschen Geistlichen machte, an ihrer Spitze zahlreiche Generalsuperintendenten oder andre geistliche Würdenträger. Es wird heutzutage vielfach über unsre evangelischen Geistlichen geklagt, und die Klagen mögen in Bezug auf viele, namentlich jüngere Theologen auch hie und da begründet sein. Hier auf dem Schiffe gab kein einziger der mitreisenden Geistlichen, von den Bischöfen an bis zum jüngsten Hilfsprediger oder Kandidaten, irgend einen Anstoß oder Anlaß zur Klage. Im Gegenteil. Die morgens und abends gehaltnen Andachten waren, wenn auch nicht alle auf gleicher Höhe, tadellos, den Verhältnissen durchaus entsprechend und bei aller Tiefe der Schriftanwendung einfach, schlicht, wahr und erbaulich. Darüber war unter den mitreisenden Nichtgeistlichen, auch unter den Damen, nur eine Stimme. Und es waren doch Elemente auf dem Schiff, deren Ansprüche in dieser Beziehung nicht gering und deren kritische Bemerkungen sonst recht

scharf und unverblümt waren. Man hat selten Gelegenheit, eine so große Anzahl hervorragender Theologen tagelang in ihrem Verkehr mit andern und miteinander, in ihrer Unbefangenheit und ihrem Sichgeben zu beobachten. Ich kann nur sagen, daß der Gesamteindruck günstiger war, als ich zu hoffen gewagt hatte. Solange die evangelische Kirche noch eine so große Zahl tüchtiger, im thatkräftigen Glauben gegründeter und feingebildeter Männer hervorbringt, braucht man an ihrer Zukunft nicht zu verzagen, soviel unerfreuliche Einzelerfahrungen auch die Hoffnung auf eine gesunde, das Volksleben wieder mächtig durchdringende Entwicklung der evangelischen Kirche trüben mögen.

4

Auf der Mitternachtſonne

Als wir uns beim Auslaufen aus dem Hafen von Genua zum erſtenmal in dem Speiſeſaal des Schiffes zum Frühſtück verſammelt hatten, war der Blick in das bunte, fröhliche Treiben, das den großen Raum erfüllte, höchſt anmutig und erfreulich. Freilich nur für kurze Zeit. Denn ſchon während des Eſſens, ſobald wir aus den mächtigen Hafenmolen hinaus waren, wurden die Bewegungen des Schiffs viel ſtärker. Man hatte, um das Rutſchen des Geſchirrs und Umfallen von Flaſchen und Gläſern

zu verhüten, die üblichen hölzernen Rahmen auf die Speisetische gelegt, aber auch dieser Schutz reichte nicht aus gegen allerhand ergötzliche Verwirrung und Unordnung, die durch das starke Schwanken des Schiffs veranlaßt wurde. Und dabei waren wir doch immer noch unter dem Schutze des nahen Landes. Schon während des Essens lichteten sich die Reihen im Speisesaal ganz auffallend. Als wir nach Tisch wieder auf Deck stiegen, sah man hier und in den offnen Kabinen überall seekranke Mitpilger und Pilgerinnen liegen, seufzend, stöhnend und jämmerlich anzusehen. Ich hatte das Glück, von der Seekrankheit völlig verschont zu bleiben. So sehr mich das offenbare Elend der leidenden Gefährten dauerte, so überwog doch die Freude und der Genuß an dem über alle Beschreibung großartigen Anblick, den das sturmgepeitschte, wild erregte Meer uns darbot. Noch sahen wir deutlich zu unsrer Linken die wundervoll erleuchteten Berge und Ortschaften der Riviera di Levante, von Porto fino, Rapallo usw. Das Meer erschien tief dunkelblau; schäumend überstürzten sich die haushohen Wellen. Man wurde nicht müde, in diese gewaltige Bewegung hineinzusehen und die unablässig wechselnde Farbenpracht der Wellen zu bewundern,

die oben in weißem Schaum und Gischt sich überschlugen und dann alle Abstufungen der Farbe vom tiefsten Dunkelblau bis zum hellen Azurblau zeigten. Dazu schien die Sonne, und über den einzelnen Wellen zeigten sich die Farben des Regenbogens. Das Schiff fuhr zwar nicht besonders schnell, aber sicher und verhältnismäßig ruhig. Die starken Bewegungen des Schiffs von hinten nach vorn, das sogenannte Stampfen, waren den meisten Reisenden weit weniger unangenehm als das Schlingern, die Bewegungen von links nach rechts und umgekehrt. Zuweilen wurden diese Bewegungen, die mich nicht weiter genierten, freilich bedenklich stark, so sehr, daß einmal eine ganze Reihe von Stühlen mit den Personen, die darauf saßen, umstürzten. Das gab einen so argen Schlag, daß wir um einzelne Herren und Damen große Besorgnis hatten. Bis auf ein verwundetes Knie und einen ausgerenkten Arm war indessen noch alles gut gegangen. Auch ich war mit meinem Rohrstuhle nach vorn geschleudert worden, hatte aber die Füße vorgestreckt und war mit einem starken Ruck gegen die Schanzkleidung des Schiffs davongekommen. Ich konnte ohne jede Beschwerde meine Cigarre weiterrauchen und um sechs Uhr zum Mittag-

essen in den Speisesaal gehn. Aber wie hatte sich hier das Bild verändert! Von den zweihundert Passagieren waren nur noch etwa dreißig erschienen, darunter nur eine Dame, und auch diese verschwand während des Essens. Das Essen war gut, fast zu reichlich, der Wein trinkbar und preiswert. Nach Tisch ging ich mit einigen Herren in den Rauchsalon, wo wir bis gegen elf Uhr plaudernd bei einem Glase Bier zusammensaßen. Von Korsika habe ich nichts zu sehen bekommen, während andre die Leuchtfeuer der korsischen Küste gesehen haben wollten. Ebensowenig habe ich von Elba etwas wahrgenommen.

Am andern Morgen, Dienstag den 18. Oktober, dem Geburtstage unsers unvergeßlichen Kaisers Friedrich und dem Gedenktage der Schlacht bei Leipzig, stand ich um $^1/_2$6 Uhr auf und sah die Sonne golden aus dem viel ruhiger gewordnen Tyrrhenischen Meere aufgehn. Dann nahm ich im untersten Schiffsraum ein Wannenbad in kaltem Seewasser. Das Bad war ganz bequem und gut eingerichtet; nur die Temperatur im Schiffsraum war fürchterlich hoch. Allmählich fanden sich viele der gestern seekrank gewesenen Mitreisenden zum Frühstück und dann im Rauch-

ſalon zur Morgenandacht ein. Es wurde ein Vers mit Klavierbegleitung geſungen, dann folgten ein Schriftabſchnitt und ein freies Gebet, dann das gemeinſam geſprochne Vaterunſer und der Segen; zum Schluß wurde wieder ein Vers geſungen. Jeder von uns hatte ein kleines Liederbuch bekommen, das zwar nicht viele, aber doch die nötigſten geiſtlichen Lieder, übrigens auch vaterländiſche und Volkslieder enthielt.

Nach der Andacht erfuhren wir, daß Graf und Gräfin Pf. wegen eines Herzleidens des Grafen auf ärztlichen Rat das Schiff in Meſſina zu verlaſſen wünſchten. Herr Stangen entſchloß ſich darum, Meſſina anzulaufen, während er urſprünglich beabſichtigt hatte, Sizilien nicht zu berühren. Als wir am Morgen des 19. Oktobers, Mittwochs, aufſtanden, ſahen wir uns bei herrlichem Wetter ſchon inmitten der Liparíſchen Inſeln. Zur rechten hatten wir Stromboli, den rauchenden Vulkan, den die Alten als Sitz des Äolus betrachteten, links Lipari und Salina. Es fuhr ſich hier prächtig. Bald ſchauten wir die Berge Siziliens und endlich auch den erſehnten Ätna, ein gewaltiges Maſſiv, deſſen Spitze für uns meiſt von Wolken verhüllt war. Einige wollten Rauch aus

dem Krater aufsteigen sehen; ich habe trotz meines vorzüglichen Glases keinen entdeckt. Bei der Einfahrt in die Meerenge sahen wir links die Küste und die Berge von Kalabrien; höchst malerisch liegt Gioja vor uns, daneben lange Eisenbahnviadukte längs der Küste. Darüber die Skylla, eine steile, mit Geschützen montierte Klippe; ein frappierender Gedanke, an Stelle des menschenverschlingenden, sechsköpfigen Ungeheuers der Alten eine moderne Schanze mit männermordenden Gußstahlgeschützen zu setzen. Von dem gegenüberliegenden Strudel der Charybdis ist natürlich nichts zu sehen. Wenn wirklich im Altertum hier am Eingange der Meerenge ein gefährlicher Wirbel vorhanden war, was gar nicht unwahrscheinlich ist, so war die Szenerie hier für die Skylla und die Charybdis im Sinne der Alten wie gemacht. Der Zauber der Poesie umfließt die Gefilde, längs deren wir dem sich halbkreisförmig zu unsrer Rechten malerisch aufbauenden Messina entgegenfuhren. Links von der Stadt der imposante Ätna. Wir hielten im Hafen, Graf und Gräfin Pf. nahmen Abschied und wurden ausgebootet. Als sie vom Schiff abstießen, sang die Reisegesellschaft: „Zieht in Frieden eure Pfade," und es ging eine Art herzlicher Be-

wegung über die Angeſichter der Scheidenden und Bleibenden. Vom Schiffe ging Sanitätsrat Dr. G. aus Berlin vorſorglich mit an Land und brachte von dort Zeitungen mit, die natürlich verſchlungen wurden. Danach hatte in Paris Prinz Philipp von Orleans einen Putſch unternehmen wollen, der aber mißglückt war. Wichtiger für uns war ein Telegramm der Meſſinaer Zeitung, wonach unſer Kaiſerpaar zwar gleich uns bei der Abfahrt eine ſtürmiſche Fahrt gehabt hatte, aber glücklich in Konſtantinopel angelangt war. Wir lagen vor Meſſina wohl eine bis zwei Stunden. An unſer Schiff kamen zahlreiche ſizilianiſche Boote heran, und bei dem herrlichen Wetter und der ſpiegelglatten See entwickelten ſich da allerlei drollige Szenen. In einem Boote machten vier junge Sizilianer Muſik mit ſüdlichem dramatiſchem Feuer und offenbarer muſikaliſcher Begabung. In andern Booten kamen muſizierende Frauen und Mädchen an unſer Schiff, auch einige bettelnde Nonnen, die einen zudringlichen, ſchmutzigen, unfeinen Eindruck machten, ſehr verſchieden von unſern katholiſchen deutſchen Kloſterfrauen, deren feine Würde auch bei uns Evangeliſchen Reſpekt erweckt. Noch andre Boote brachten herrliche Trauben von erſtaunlicher Größe,

auch prächtige Feigen und Äpfel, noch andre kleine kunstgewerbliche Arbeiten, Marmorfigürchen, vergoldete Stierhörner, Singvögel in kleinen Käfigen, die aus Holz geflochten waren, und andres. Schnell entwickelte sich ein förmliches Jahrmarktstreiben. Von dem hohen Schiffsbord wurden vermittelst aller möglichen Pantomimen unter Zuhilfenahme einzelner deutscher und italienischer Ausdrücke mit den Sizilianern in den unten schaukelnden Booten zahlreiche Handelsgeschäfte gemacht. Es nahm sich höchst spaßhaft aus, wenn unten im Boot ein Sizilianer ein paar vergoldete Stierhörner hochhielt, sie abwischte und liebkosend streichelte und sie dann unter lebhaften Gebärden mit einem wohlklingenden Redestrom zum Kauf anbot. Dann rief ein Reisender vom Schiff hinunter: Quanto costa? Der Verkäufer zeigte seine fünf Finger und schrie erläuternd herauf: cinque lire. Dann rief der Herr auf dem Schiff: una lira! Der Verkäufer machte eine Gebärde, wie wenn er vor Schreck umfallen müßte, schlug sich an die Brust, raufte die Haare, kurz, that ganz verzweifelt und schrie: no, no, signore, impossibile, oh, oh! Dann rief der Herr von dem Schiff ihm zu: ancora trette centesimi und fingerte überflüssigerweise ihm das auch noch vor.

Wie eine Katze kam dann ein Junge aus dem Boot am Schiff in die Höhe geklettert, brachte die Hörner und nahm das Geld dafür mit. Einer der Berliner Herren sagte lustig: Die reine Holzauktion im Grunewald.

Bald fuhren wir weiter an Messina entlang. Auch das entzückende Taormina sahen wir liegen und die Südküste von Kalabrien. Das Wetter war wundervoll. Noch am Abend blieb die großartige Silhouette des Ätna am westlichen Himmel sichtbar. Darüber in wunderbar reiner Luft die zunehmende Mondsichel und neben ihr die Venus in nie gesehenem Glanze. Auf dem Oberdeck wurden abends patriotische Lieder gesungen, und einer der mitreisenden Johanniter, Freiherr von P. aus München, hielt eine vaterländische Rede von zündender Wirkung. Erst nach elf Uhr ging alles zu Bett, oder man machte sich ein Lager auf Deck zurecht.

Donnerstag, den 20. Oktober sahen wir nur Wasser und Himmel. Aber man kam sich allmählich unter einander immer näher. Ich hatte ein interessantes Gespräch mit dem Prälaten S. aus Stuttgart über Lehrerbildung und Schulverhältnisse in Württemberg und bei uns, und

ebenso mit dem Superintendenten K. aus Witten a. d. Ruhr über die Verhältnisse der separierten Lutheraner in Witten, die eine eigne separierte lutherische Schule für sich verlangten. Kurz, ich erfuhr allerhand auch amtlich beachtenswerte und nützliche Dinge. Es war sehr warm geworden. Abends zehn Uhr zeigte das Thermometer auf Deck noch 23 Grad Réaumur. Wir näherten uns, wie die Schiffsleute sagten, der Insel Kreta und wurden darauf aufmerksam gemacht, daß wir bald das Leuchtfeuer der kleinen Insel südlich von Kreta passieren würden, wo auch der Apostel Paulus auf der Reise nach Rom angefahren war (Apostelgesch. Kap. 27). Wir sahen denn auch später östlich von uns ein helles Licht. Man bedeutete uns aber, daß es kein Leuchtfeuer, sondern das Licht eines großen Dampfers sei. Trotz der Wärme schlief ich in meiner Kabine vortrefflich. Der nächste Morgen (Freitag) war herrlich. Es wurde aber so warm, daß ich die leichteste Sommerkleidung anlegen mußte, die ich bei mir hatte. Immerhin machte die frische Seeluft die Fahrt angenehm. Wir fuhren jetzt etwas schneller als im Anfang, dreizehn Knoten die Stunde.

Nachmittags saß ich mit dem Oberkonsistorial-

rat D. von Braun aus Stuttgart und mit der Gattin des Buchhändlers Kober aus Basel, einer Tochter des frühern evangelischen Bischofs von Jerusalem, Gobat, zusammen auf Deck. Sie erzählten sehr betrübt, daß Herr Kober, der jetzige Inhaber des Spittlerschen Verlags in Basel, durch die Reise in hohem Grade nervös erregt sei. Sie hatten schwere Sorge um ihn. Inzwischen kam Herr Kober selbst an uns heran und setzte sich zu uns. Er war ein stattlicher, schöner Mann, kaum über die vierzig hinaus und sah gar nicht leidend aus. Ich sprach mit ihm über das in seinem Verlage erscheinende eschatologische Blatt „Der Weissagungsfreund," das ich auf Veranlassung meines verstorbnen Vetters K. seit Jahren halte und lese. Ja, ich habe auch einmal einen Artikel über die Sozialdemokratie darin veröffentlicht. Das gab eine Menge Anknüpfungspunkte, und wir unterhielten uns recht eingehend. Herr Kober klagte mir, daß er nervös angegriffen sei, er hoffe aber, mit Gottes Hilfe seiner Nerven, Gedanken und Phantasien Herr bleiben und sie in Zucht halten zu können. Er sprach verständig und nahm sich sichtbar zusammen, sodaß man auch nicht entfernt an einen schlimmen Ausgang denken konnte. Immerhin brach ich das Gespräch

ab, um seine Erregung nicht zu steigern, zumal da er mir sagte, er habe früher schon ähnliche Zustände durchgemacht und sei dabei bis zum Hellsehen gekommen. Er wollte mir das erklären, ich wich aber aus und trennte mich in freundlicher Weise von ihm. Am andern Tage (Sonnabend, den 22. Oktober) kam ich früh auf Deck und erfuhr dort, der Zustand des Herrn Kober sei während der Nacht immer schlimmer geworden, seine Unruhe habe sich von Minute zu Minute gesteigert. Man habe einen Arzt rufen müssen, und zuletzt sei der Kranke förmlich tobsüchtig geworden. Er sei zwar mittels Morphium beruhigt worden, aber es scheine mit seinem Leben zu Ende zu gehn. In der That ist er dann morgens zwischen acht und neun Uhr sanft entschlafen. Nun hatten wir eine Leiche an Bord, ein erschütterndes Memento mori. Namentlich bewegte uns das Los der so schwer betroffnen Frau. Sie war seit ihrer Verheiratung nicht mehr in Jerusalem gewesen und hatte sich auf diese Reise kindlich gefreut. Nun waren ihre Hoffnungen jäh geknickt, und unter wie peinlichen, innerlich und äußerlich schweren Verhältnissen! Ich gab der tief gebeugten Frau die Hand und fand sie gefaßt und in Gottes Willen ergeben. Die

Stuttgarter Freunde, namentlich Oberkonsistorialrat von Braun und dessen Gemahlin standen ihr mit vollkommner Selbstverleugnung wahrhaft helfend und tröstend zur Seite.

5

In Afrika

Im Laufe des Vormittags näherten wir uns dem Hafen von Alexandrien. Immer deutlicher wurden die Linien der flachen afrikaniſchen Küſte, gerade vor uns ſtand wie ein ſenkrechter Strich der Leuchtturm von Alexandrien. Mittags lag die ganze große Stadt mit ihren Forts und Paläſten langgeſtreckt in gelblichem Lichte vor uns, neben dem Palais des Khedive einige Palmen, das Ganze ein eignes, aber wenig impoſantes Bild. Wir mußten wohl zwei Stunden lang ſtill

liegen, die englische Flagge, unter der wir fuhren, halb Mast gehißt, darüber ein gelber Quarantänewimpel. Endlich kam der ägyptische Sanitätsoffizier an Bord. Die Leiche des Herrn Kober sollte hier in das deutsche Diakonissenhospital gebracht werden. Oberkonsistorialrat von Braun hielt auf dem Schiffe noch einen Trauergottesdienst für den Verstorbnen. Seine Worte machten auf die Reisegesellschaft einen tiefen Eindruck. Die Leiche wurde von ihm in Alexandrien beerdigt, und Frau Kober sollte von hier direkt nach Basel zurückkehren. Nach drei Uhr nachmittags kamen die Boote ans Schiff, und wir wurden unter dem Geschrei der farbigen Bootsleute ans Land, an die Küste des „schwarzen Erdteils“ gebracht. Nicht ohne eine gewisse Bewegung betrat ich den Boden Afrikas. Wir wurden direkt am Güterbahnhof ausgebootet. Im Hafen wimmelte es von großen Dampf- und Segelschiffen der verschiedensten Nationen, und der Lärm der schreienden Bootsleute war betäubend. In Afrika schreit alles. Von einem Besehen der Stadt (Pompejussäule, Palast des Vizekönigs usw.) konnte keine Rede mehr sein, aber wer hätte auf diesem Boden nicht der großen Vergangenheit gedacht, deren Spuren hier unvertilgbar sind? Wir be-

legten Plätze in dem bereitstehenden Extrazuge, der uns nach Kairo bringen sollte. Am Lande kamen uns der deutsche Konsul von Hartmann mit dem Vizekonsul von Eckardt, der noch im vorigen Winter in Berlin bei uns getanzt hatte, entgegen, begleitet von den im Orient unvermeidlichen beiden goldstrotzenden Konsulatskawassen. Wir wurden von den Herren freundlich begrüßt und erfuhren allerlei — auch politische — Neuigkeiten, Gerüchte über die Bedrohung unsers Kaisers durch italienische Anarchisten, von denen es hier und in Kairo wimmeln sollte. Wir mußten uns aber doch sagen, daß der Gefahr glücklicherweise die Spitze abgebrochen war, wenn derartige Attentate, falls sie wirklich geplant sein sollten, solange vorher bekannt wurden. Auf dem Bahnhofe in Alexandrien sahen wir alle möglichen Völkertypen, ganz schwarze, tief braune, gelbe und weiße. Von Alexandrien bis Kairo hatten wir 208 Kilometer Eisenbahn zu fahren. Der Komfort dieser Fahrt war sehr mäßig. Das Innere der Wagenabteile war unsauber und unappetitlich, der Staub war trotz des vielen Wassers zu beiden Seiten der Bahn sehr arg. Gegen $^1/_2$5 Uhr fuhren wir ab. Gleich hinter Alexandrien hatten wir zur rechten den großen See Mariût

(Mareotissee), links den Mamûdjekanal. Das Landschaftsbild war sehr charakteristisch. Zunächst auf beiden Seiten weite Wasserflächen mit wenigen trocknen Erhebungen. Flamingos, nach denen wir ausschauten, sahen wir nicht, aber in den Kanälen standen oft ganze Büffelherden im Wasser. Elende Fellachendörfer wechselten ab mit Baumwollen- und Zuckerrohrfeldern. Auf den staubigen Wegen längs der Bahn sah man hie und da ein beladnes Kamel, auch auf Eseln reitende Männer und Frauen. Auf der Station Damanhûr wurden allerlei gute Früchte angeboten.

Als wir zu der großen Station Tanta kamen, war es schon völlig Nacht; das Büffett des Bahnhofs war gut besetzt, und ich erhielt leicht eine Flasche guten Rotweins. Um $^1/_2$9 Uhr waren wir in Kairo. Am Bahnhof erwarteten uns vorausbestellte Wagen, und wir fuhren durch die hell erleuchteten und fremdartig bevölkerten Straßen zum Hotel Shepheard, nahe den großartigen Esbekijehanlagen, einem Achteck von 32000 Quadratmetern Fläche mit herrlichen Gewächsen, Teichen, Kaskaden, Cafehäusern und dergleichen. Ich erhielt in Shepheards Hotel ein prachtvolles Zimmer mit allem Komfort, wo ich mich nach Herzenslust sauber machen und zu dem Diner

anziehn konnte, mit dem wir hier den Geburtstag unsrer Kaiserin feierten. Der schöne, helle, reich dekorierte Saal, die tadellos hergerichtete und ausgezeichnet versehene Tafel, die reichliche, gut geschulte, aufmerksame Bedienung, und nicht zum wenigsten das Bewußtsein, inmitten einer deutschen, festlich gestimmten Gesellschaft zu Ehren unsrer Kaiserin versammelt zu sein, gaben unserm Zusammensein einen gehobnen, festlichen Charakter. Ich war ersucht worden, den Trinkspruch auf die Kaiserin auszubringen. Ich that es ungefähr mit folgenden Worten:

Wir haben heute früh den Tag mit einer ernsten und schweren Führung angefangen. Wir wissen aber, daß die schweren Lebensführungen nicht die übelsten für uns sind. Die ältern unter uns haben es tausendfach erfahren, daß Gott uns damit das sagt, was für uns das allernötigste ist. Der Eindruck, den wir durch das Hinscheiden eines werten Gliedes unsrer Gemeinschaft empfangen haben, wird hoffentlich nicht mit dem heutigen Tage entschwinden, sondern tief und nachhaltig in unsern Herzen nachklingen, uns allen zu bleibendem Segen. Wenn dieser Wunsch Wahrheit ist und zur Wahrheit wird, so ergiebt sich daraus, daß die schweren Lebensfüh-

rungen, die Gott uns ſchickt, die dankbare Freude nicht ausſchließen. Für uns Deutſche und Preußen iſt aber der heutige Tag ein Tag dankbarer Freude. Denn heute iſt der Geburtstag unſrer lieben Kaiſerin, und die unter uns, die nicht Reichsdeutſche ſind, werden die Empfindungen, die uns aus dieſem Anlaß bewegen, ſicherlich verſtehn. Wir haben allen Grund, Gott dankbar zu ſein, daß er unſerm Kaiſer dieſe Gemahlin, uns und unſerm Volke dieſe Kaiſerin geſchenkt hat. Wir treiben keinen Byzantinismus, der ſchickt ſich überhaupt nicht, am allerwenigſten für evangeliſche Männer. Aber das dürfen wir, ohne den Vorwurf der Übertreibung fürchten zu müſſen, aus unſerm innerſten Herzen heraus ſagen: Unſre Kaiſerin iſt eine Fürſtin nach dem Herzen Gottes. Wir dürfen auf ſie alles, was in den Sprüchen Salomos von einem frommen und tugendſamen Weibe geſagt iſt, einfach und nüchtern anwenden. Wer ihr jemals in die hellen, treuen, tiefen Augen geſchaut hat, der hat daraus einen Schatz von Liebe und Güte ſtrahlen ſehen, den er nicht vergeſſen wird. Wir dürfen und ſollen Gott dafür danken, daß an der Spitze unſers Volks ein Kaiſerpaar ſteht, deſſen Ehe ſo heilig und rein iſt, daß auch die verbitterte Bosheit der

Feinde nicht wagt, dieſes Verhältnis zu beſchmutzen, weil ſie wiſſen, daß ſie daran lügen würden. Das weiß unſer ganzes Volk. Was das aber für ein Volk bedeutet, wird jeder ermeſſen, der ſich klar macht, daß Reinheit und Heiligkeit des Familienlebens und der Ehe nach Gottes Willen das Fundament aller ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Ordnung iſt. Darum wünſchen wir heute unſrer geliebten, holdſeligen Kaiſerin, daß Gott ihr dieſes ihr häusliches Glück erhalten und ſchirmen wolle, daß er unſerm Kaiſerpaare den ſiebenfachen Segen in den ſechs Prinzen und der Prinzeſſin, die er wie Ölzweige um den kaiſerlichen Tiſch geſtellt hat, behüten und die Kinder gedeihen und blühen laſſen wolle, ihm zur Ehre, der Kaiſerin und dem Kaiſer zur Freude, unſerm Volke und Vaterlande zum Heil. Gott wolle unſer teures kaiſerliches Paar glücklich und unverſehrt wieder in die Mitte ſeines Volks, in die geliebte Heimat zurückführen. Alles, was wir der Kaiſerin heute zu wünſchen haben, faſſen wir in dem einen Wunſch zuſammen: Gott ſegne, ſchütze und ſchirme unſre geliebte Kaiſerin und gebe ihr ſeinen Frieden und alles Glück und Heil, was ein Menſchenherz auf Erden erfreuen und beſeligen kann. Ihre Majeſtät,

unſre Kaiſerin und Königin Auguſte Viktoria, lebe hoch!

Alles ſtimmte ein, und das Feſt verlief in beſter Stimmung. Wie ſchnell wechſeln auf einer ſolchen Reiſe die Eindrücke! Morgens auf dem Schiff der Ernſt des Todes, mittags die Landung auf afrikaniſchem Boden, dann die Eiſenbahnfahrt durch das überſchwemmte Wunderland, und am Abend das Behagen eines vorzüglichen Hotels und die Freude an einem in beſter Geſellſchaft gefeierten patriotiſchen Feſte. Faſt zu viel, als daß jedes für ſich hätte zu ſeinem vollen Rechte kommen können. Abends ſaßen wir noch bis nach Mitternacht auf der großen, ſchönen Terraſſe vor dem Hotel. Ich ſchlief prächtig, zum erſtenmal unter einem veritabeln Moskitonetz.

Am Sonntag ſtand ich um $^1/_2$7 Uhr auf und bekam im Hotel ein vorzügliches Bad mit allem Komfort, das nicht zu vergleichen war mit dem Bade in der heißen Luft unſers tiefen Schiffsraums. Badediener war ein ebenholzſchwarzer Neger, wie denn im Hotel die Hälfte der Bedienſteten Farbige waren. Um acht Uhr ging ich mit einigen unſrer Reiſegefährten zum Gottesdienſt in die einfache aber recht hübſche evangeliſche Kirche. Wir trafen dort auch unſern

Generalkonsul von Müller und den mir bekannten Geheimen Legationsrat, Kammerherrn Ottomar von Mohl, der als deutsches Mitglied der hiesigen internationalen Verwaltung der ägyptischen Staatsschuld angehört. Nach dem Gottesdienst um $^1/_2$10 Uhr wurden wir in recht gute Wagen gesetzt, die Herr Stangen besorgt hatte, und fuhren nun über die Nilbrücken in der herrlichen, schattigen Sykomorenallee hinaus nach Gizeh. Eine unbeschreiblich schöne Fahrt, auf der sich völlig neue, orientalische Eindrücke unablässig häuften. Kairo macht durchaus den Eindruck einer Weltstadt, aber einer durch ihre Lage und Bedeutung ganz eigentümlichen. Schon der Blick auf den Nil, der damals gerade im Stadium der vollen Überschwemmung war, ist für den Europäer etwas ganz absonderliches. Zahllose Dahabijen und Nilbarken, dahinter die Wüste, ganz in der Ferne die unverkennbaren Umrisse großer Pyramiden, die gemischte orientalische Bevölkerung (Juden, Kopten, Armenier, Araber, Nubier und andre), die große Stadt mit ihren vielen Moscheen, Kuppeln und Minarets, alles bietet dem Auge überraschende, malerische Eindrücke. Auf beiden Seiten der Sykomorenallee war das Land völlig überschwemmt; einzelne

Fellachendörfer ragten wie Inseln aus dem Wasser, und die Fellachenweiber und Kinder patschten durch das Wasser nach der Allee zu. Lange Züge schwerbeladner Kamele, von der Lybischen Wüste kommend, begegneten uns mit ihren seltsam gekleideten Führern, viele Hunderte von Reitern und Reiterinnen zu Pferde, Esel oder Kamel zogen an uns vorüber, rechts und links vom Wege standen zahlreiche Kamel- und Büffelherden mitten im Wasser. Hier versteht man, weshalb in Pharaos Traume die sieben fetten und die sieben magern Kühe aus dem Wasser aufsteigen, sie können ja hier gar nicht anders. Es war, wie wenn alle Märchen des Orients unsern Augen erschlossen wären.

Immer größer und imposanter erscheinen vor uns die Kolosse der drei Pyramiden von Gizeh. Nach etwa einstündiger Fahrt hielten wir vor dem zu Shepheards Hotel gehörenden Mena-House. In dem schönen Garten und von der Terrasse dieses Hotels aus überschauten wir nochmals in aller Ruhe das zauberische Bild der vor uns liegenden Landschaft, dann wurde uns ein gemeinsames warmes Frühstück serviert, und nun ging es an die Pyramiden. Der Weg vom Menahaus bis zur ersten und größten, der Cheops-

pyramide, ist zwar kurz, ich hatte mir aber von vornherein vorgenommen, ihn bei der Sonnenglut nicht zu gehn, sondern zu reiten. Unmittelbar vor dem Hotel fand ich ein bequem gesatteltes Kamel (Dromedar) mit vier Beduinen, die sich als Eigentümer, Führer und Begleiter des Tieres vorstellten. Das hätte mich stutzig machen sollen; vier Männer bei einem einzigen Kamel sind von vornherein verdächtig. Indessen ich war froh, so schnell ein geeignetes Reittier gefunden zu haben, und akkordierte mit dem Führer der vier Kerle auf einen Frank, stieg auf und ritt los. Le jeune Achmed führte das Kamel am Halfterband, Abdallah ging links, Hassan rechts und Mohammed hinten. So stellten sich die Leute, von denen Achmed ein ziemlich geläufiges Französisch sprach, mir vor. Beim Aufstehn und Niederlegen des Kamels giebt es jedesmal einen tüchtigen Ruck, allein er ist ungefährlich, und man gewöhnt sich leicht daran, wenn man nur hinten und vorn den Sattelknopf dabei festhält. Unter dem Schreien meiner Begleiter ritt ich nun um die drei Pyramiden herum und an die Sphinx heran. Sie ist ein gewaltiges Steinbild mitten im Wüstensande, heute wie vor Jahrtausenden ein geheimnisvolles Fragezeichen. Dieses

Rätſelhafte des ſeltſamen Koloſſes hat mich gar nicht loslaſſen wollen. Die drei rieſenhaften Pyramiden, faſt ebenſo rätſelhaft für uns moderne Menſchen wie die Sphinxfigur, geben für dieſe den richtigen, eigentümlichen Hintergrund ab. Das ganze Bild, wie es ſich hier aus dem Wüſtenſande gegen den wolkenlos blauen Himmel abhebt, läßt ſich mit keinem andern Landſchaftsbilde vergleichen.

An der Sphinx geruhten meine Herren Beduinen das Dromedar zum Niederlegen zu kommandieren, ich ſtieg ab und ging zu dem etwa zweihundert Schritt davon liegenden Granittempel, einer ganz ſeltſamen, aus gewaltig großen, ſchönen Granitquadern erbauten Grabkammer. Sie iſt offen und zeigt mehrere Hallen mit rieſigen Granitpfeilern. Einer der Beduinen kletterte, natürlich gegen Bakſchiſch, auf einen Vorſprung im Innern des alten Tempels, und dabei gewann das Auge erſt ein gewiſſes Maß für die ungeheuern Dimenſionen des ruinenhaften Bauwerks. Kurz, ich empfing einen tiefen Eindruck von dieſen Wundern am Rande der Libyſchen Wüſte und von dem Ausblick in das vor ihr liegende geſegnete Nilland. Die mich begleitenden vier Beduinen thaten ungemein vergnügt. Sie riefen

unabläſſig: Koloſſal! Pyramidal! N'est-ce pas magnifique, Monsieur le comte, Mr. le baron, Mr. le docteur? Mitten im Wüſtenſande begegnete mir ein werter Mitpilger, einer unſrer Herren Generalſuperintendenten, mit dem ſchwarzen Cylinder auf dem Kopfe, ein angeſichts der Szenerie unglaublich komiſch wirkender Anblick. Schließlich beſtieg ich mein Kamel wieder und ritt in gleichmäßigem, ganz wohlthuendem Trott zur Cheopspyramide zurück, an deren Fuße ſich eine große Zahl unſrer Reiſegefährten maleriſch gruppiert hatte, um photographiert zu werden. Ich ließ mich aber nicht darauf ein, ſondern trabte, umſchrieen und umtanzt von meinen vier Begleitern, dem Menahauſe zu, wo dieſer Kamelritt ſein Ende fand. Als ich abgeſtiegen war und den bedungnen Preis mit einem ohnehin reichlich bemeſſenen Trinkgelde in die Hand Achmeds legte, erhob dieſer mit ſeinen drei Gefährten ein mark- und beinerſchütterndes Bakſchiſchgeheul, und als ich, um ſie nur loszuwerden, thörichterweiſe mein Portemonnaie hervorzog, riſſen dieſe Hyänen der Wüſte mir die Geldſtücke, ſogar Goldſtücke aus der Hand und liefen auch dann noch, nach mehr ſchreiend, hinter mir her. Erſt als ich ſie in gerechtem Zorn anfuhr: Rien

du tout, c'est fini, und ihnen, durch ihre Frechheit aufgebracht, unzweideutig mit dem Stocke drohte, blieben sie allmählich zurück.

Nach einer vor dem Menahause genommnen Erfrischung fuhr ich mit Generalsuperintendent D. nach Kairo zurück. Unterwegs hielten wir noch vor dem in einem frühern Palaste des Vizekönigs untergebrachten Museum ägyptischer Altertümer in Gizeh an. Wir wurden hier von einem Museumsbeamten herumgeführt und über die hier aufgehäuften Schätze orientiert. Sie sind staunenswert und geben namentlich ein reiches Bild altägyptischer Kultur, an das die doch immerhin sehr respektable Sammlung des Berliner Ägyptischen Museums, wenigstens für gewisse Perioden, nicht heranreicht. Ich kann sie, auch die Mumien der Könige aus den verschiednen Dynastien, hier unmöglich beschreiben. Der Gesamteindruck war großartig. Was uns namentlich auffiel, war der tiefernste Zug in der altägyptischen Kunst und Kultur, deren hohe Entwicklung ich bis dahin unterschätzt hatte. Alles ist auffallend ernst und dezent; überall bekundet sich die Heilighaltung der Familie. Immerhin war unser Besuch viel zu flüchtig, als daß wir zum vollen Genusse dieser hochinteressanten Samm-

lungen hätten kommen können. Aber Flüchtigkeit und eine gewisse Hetze sind von solchen Gesellschaftsreisen unzertrennlich. So schön die Reise war, dies ist doch die Kehrseite der Medaille.

In Kairo fuhren wir noch nach der hochgelegnen Citadelle, von der aus man einen prachtvollen Überblick über die gewaltige, 400000 Einwohner zählende Stadt mit ihren zahllosen Moscheen, Minarets, Palästen und Gärten, sowie über das Nildelta und die Umgebungen hat. Eben als wir oben ankamen, sank im Westen die Sonne. Wir konnten daher auch die berühmte Alabastermoschee (Gâmi Mehmed Ali) auf der Citadelle nicht mehr besehen. Sehr hübsch erzählte unser Dragoman, ein deutsch sprechender Muhammedaner, die Geschichte der von Mehmed Ali hier veranstalteten Niedermetzelung der Mamelukenanführer, insbesondre die Errettung eines Mamelukenbeys, der gleich den andern Beys auf die Citadelle zu einem Gastmahl geladen war, aber zu spät kam und das Thor verschlossen fand. Durch das Schlüsselloch spähend, sah er im Hofe die Leichen der dort massakrierten Mameluken, gab seinem Pferde die Sporen und setzte mit ihm über die Mauer in die Tiefe. Das Pferd blieb mit zerschmetterten Gliedern liegen, der

Bey aber entkam nach Fayum, und erst nach Jahren wurde er dort entdeckt, dann aber, nachdem er seine Flucht vor Mehmed Ali erzählt hatte, von diesem begnadigt und mit reichlichem Lebensunterhalt versehen. Der Dragoman zeigte uns die Stelle der Metzelei und den Ort, wo der Bey sein Pferd über die Mauer gespornt hatte. Ich habe kaum je so dramatisch und fesselnd erzählen hören.

Schließlich fuhren wir auf dem Rückwege noch durch die Muski, die interessanteste Straße von Kairo mit höchst originellen Verkaufsgewölben, offnen, türkischen Kaffeehäusern und einem riesigen Menschenverkehr, ein Bild orientalischen Lebens und Treibens. Mir fiel es auf, daß die zahlreichen verschleierten Frauen, die man hier sieht, sämtlich schwarz gekleidet waren.

6

Das heilige Land

So war denn der für Kairo bestimmte Tag gehörig ausgekauft. Montag, den 24. Oktober, in aller Frühe fuhren wir mit der Bahn nach Alexandrien zurück und wurden bei glatter See, aber unglaublicher, echt afrikanischer Hitze wieder an Bord der Mitternachtsonne gebracht. Die Episode Afrika ist vorbei, unsre Fahrt geht nordöstlich auf Kleinasien zu. Die Nacht war heiß, die See spiegelglatt. Anderntags nach neun Uhr morgens kam am Horizont vor uns die Küste

des gelobten Landes in Sicht. Es bewegte uns doch das Herz, das Land vor uns zu sehen, das uns von Kindheit an als das für das Geschick des Menschen und die Geschichte der Menschheit entscheidende dargestellt und erschienen war. Ich blieb möglichst für mich allein, suchte mich innerlich zu sammeln und schüttelte jede sentimentale Regung von mir ab. Jaffa, das alte Joppe, baute sich malerisch vor unsern Blicken auf. Die Stadt liegt an und auf einem Hügel unmittelbar am Meer. Sie ist von grünen Orangengärten flankiert, und der östliche Horizont wird durch das Gebirge Juda abgeschlossen. Der Hafen ist voll gefährlicher Klippen, sodaß die Schiffe ziemlich weit vom Lande ankern. Mit Booten werden die Reisenden ans Land gebracht. Für uns vollzog sich diese Landung sehr glatt und vergnüglich, und wir fuhren bei schönem Wetter unter allerhand Scherzen durch die berüchtigten Klippen hindurch. Man kann es sich aber sehr wohl vorstellen, wie lebensgefährlich, ja fast unmöglich bei einigermaßen bewegter See die Landung hier sein muß. Das Haus Simons des Gerbers, bei dem Paulus nach Apostelgeschichte 9 gewohnt hat, wird unten am Meere gezeigt, es ist ziemlich modern. Das angebliche

Haus der Tabea (Tabitha) habe ich gar nicht gesehen. So sympathisch die Gestalt der Tabea ist, so gleichgiltig ist das Haus, das heute für das ihrige ausgegeben wird. Wir gingen durch die Stadt hinauf nach der deutschen Kolonie, wo wir im Hotel Jerusalem gute Erfrischungen fanden, namentlich schöne Trauben und Granatäpfel. Die Apfelsinen, die massenhaft zum Kauf angeboten wurden, waren zwar unglaublich billig (etwa zehn für 20 Pfennig nach unserm Gelde), dafür aber auch noch grün, unreif und sauer. Etwa um zwei Uhr brachten uns Wagen zum Bahnhofe. Die nach Jerusalem führende Eisenbahn führt zunächst durch die üppigen, wundervoll gehaltnen Orangengärten der deutschen Kolonie. Man merkt hier sofort deutsche Ordnung und deutsche Arbeit, und das erfreut hier im fremden Lande doppelt. Weitaus die meisten Kolonisten sind Templer, doch besteht hier jetzt auch eine kleine deutsch-evangelische Gemeinde unabhängig vom Tempel. Der Tempel oder die Templer sind eine freie Religionsgesellschaft schwäbischer Auswandrer, die unter der Führung des in allerlei eschatologischen Ausschreitungen befangnen, sonst aber klugen und thatkräftigen Christoph Hoffmann (gestorben 1885) aus Württem-

berg hierher kamen und wirtschaftlich hier erstaunlich vorwärts gekommen sind. Seit Hoffmanns Tode scheint das religiöse Leben der Templer stark zu verflachen, und neuerlich kehren viele von ihnen zur evangelischen Kirche zurück.

Bald wird die Gegend zu beiden Seiten der Bahn höchst unwirtlich und geradezu öde. Die Bahn windet sich im Gebirge Juda ziemlich steil bergan. Es war schon Abend, als wir in Jerusalem ankamen. Ein Bahnhof, wie bei uns in Deutschland. Viel Geschrei, zahllose Fuhrwerke, Gezänk um das Gepäck, alles wie bei uns, nur lauter, unordentlicher, wüster. Weihevoll war unsre Ankunft in Jerusalem nicht. Aber man kann auch mitten im lärmenden Treiben still und innerlich gehoben sein, wenn man sich vorstellt, daß man in Jerusalem einzieht. Wir fuhren nach Fasts Lloyd-Hotel, wo ein Zimmer mit gutem Bett für mich reserviert war. Wir aßen zu Abend und bekamen gute, deutsche Hausmannskost. Ich schlief vorzüglich, und das war gut, denn der nächste Tag sollte anstrengend werden.

Geheimrat St. und ich wohnten in Jerusalem nicht in demselben Hotel. Er war vielmehr mit einer Anzahl von Mitpilgern in einem französischen Klosterhospiz untergebracht, wo die Zimmer

und Betten, Geschirr und die Bedienung, die Verpflegung und das zur Verfügung stehende Wasserquantum an klösterlicher Einfachheit nichts, im übrigen aber alles zu wünschen übrig ließen. Für den Ausflug nach Jericho, dem Toten Meer und dem Jordan war unsre Reisegesellschaft, da Wagen und Pferde bei dem riesigen Zustrom von Fremden nicht ausreichten, in drei Gruppen geteilt worden, von denen die zweite und die dritte zunächst in Jerusalem blieben und durch die dortigen Sehenswürdigkeiten geführt wurden, während die erste den Ausflug machte. Die Zugehörigkeit zu jeder Gruppe war durch das Los festgestellt worden, und ich gehörte zur ersten Gruppe, die den Ausflug nach Jericho vorweg unternahm und Jerusalem erst nachträglich kennen lernte. Vor meinem Fenster wurde es in der Frühe des Mittwochs, des 26. Oktobers, beizeiten lebendig, und um sieben Uhr stieg alles, was zur ersten Gruppe gehörte, teils zu Pferde, teils in die etwas fragwürdigen Wagen, die sich unter lautem Geschrei der arabischen Kutscher in einem scheinbar unentwirrbaren Knäuel vor unserm Hotel gesammelt hatten. Ich hatte auf das Reiten verzichtet und einen Wagen vorgezogen und kam denn auch in diesem um sieben Uhr glücklich aus

dem Knäuel heraus und durch einige nichts weniger als anmutige Straßen der Stadt vor das Thor auf die unterhalb des Ölbergs am Kidronthal sich hinziehende, zu Ehren des Kaisers in fahrbaren Stand gesetzte, aber unglaublich staubige Chaussee.

Der Himmel war wolkenlos, und der Tag wurde sehr heiß. Immerhin aber waren wir in gehobner Stimmung, als wir jenseits des Damaskusthors angesichts des mit der ihn krönenden griechischen Kapelle malerisch vor uns liegenden Ölbergs an Bethanien vorbei in der Richtung nach Jericho dahinfuhren. War dies doch der Weg, den der Heiland von Jericho heraufgekommen war, als er der Marterwoche entgegenging, der Weg, von dem es im Gleichnis vom barmherzigen Samariter heißt: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Mörder. Jenseits des Ölbergs und nachdem man Bethanien passiert hat, windet sich die Straße in großen Serpentinen hinab ins Thal dem Gebirge Juda zu. Sie führt an der sogenannten Apostelquelle, einem Karawanserai, vorbei bald bergauf, bald bergab stundenlang durch ziemlich ödes, steiniges Terrain an das Wirtshaus „Zum barmherzigen Samariter“ und hinter diesem von

ziemlich großer Höhe hinab in die Jordanebene. Wir hatten reichlich fünf Stunden zu fahren, ehe wir Jericho erreichten. Hinter dem „Barmherzigen Samariter“ hielten wir an und stiegen aus, um einen Berg zur linken Hand hinaufzugehn, von dem aus man in eine tiefe, enge Felsschlucht hinabsieht. Tief unten, uns gegenüber, sahen wir in wilder Felseneinsamkeit das russische St. Georgkloster liegen, ganz in die Klippen hineingebaut, mit einem Gärtchen und einigen Cypressengruppen davor; vereinzelte griechische Mönche gingen auf den schmalen Wegen am Kloster auf und ab. Ein völlig weltverlornes, abgeschiednes Fleckchen Erde, der frappante Gegensatz zu dem weltstädtischen Treiben Berlins oder Kairos oder Jerusalems, aus dem wir hierher kamen. Lautlose Stille und Einsamkeit war um uns her. Bald brachten uns die Wagen dann auf die Höhe der Straße, von der wir rechts die Fortsetzung des zerklüfteten Gebirges Juda, darunter den schimmernden Spiegel des Toten Meers, gegenüber die grotesken Höhen des Gebirges Moab und zu dessen Füßen die grünumsäumten Ufer des Jordans vor uns liegen sahen. Rasch ging es nach Jericho, der alten Palmenstadt, hinab, die jetzt ein verfallnes, elendes Dorf mit

zwei oder drei Hotels ist. Im Hotel Gilgal aßen wir zu Mittag. Ich belegte mit dem Geheimen Kirchenrat Pank ein bescheidnes, aber saubres Zimmer im Nebengebäude für die nächste Nacht, und dann ging die Fahrt noch $2^1/_2$ Stunden lang weiter durch die ziemlich trostlose, aber durch den Blick auf die Gebirge und durch die biblischen Erinnerungen gleichwohl belebte Ebene bis unmittelbar an das flache Gestade des Toten Meeres.

Bei dem herrlichen Wetter — der Sonnenschein glitzerte auf dem leise bewegten, dunkelblauen Wasser — hatte die Stätte, an der einst Sodom und Gomorrha gestanden haben, nichts Schauriges. Bald sah man eine ganze Zahl Reisegefährten bis an den Hals im Wasser sitzen, dessen Schwere und Salzgehalt so berühmt ist. Ich badete nicht, sondern vertiefte mich in den grotesken Anblick des fisch- und verkehrslosen Sees mit seinen gebirgigen Umgebungen. Von hier ging es mit einstündiger Wagenfahrt zu der Stelle am Jordan, wo Christus von Johannes getauft sein soll. Es zeigt sich hier mit einemmale ein ganz eignes, landschaftlich entzückendes Fleckchen Erde, ein grünes Waldidyll, das an lauschige Ecken in Thüringen oder im Harz er-

innert. Der Jordan macht hier eine Krümmung und bildet eine Art Becken, das von Weiden, Pappeln, Johannisbrotbäumen, Ölbäumen und Buschwerk malerisch umschlossen ist, ein ganz überraschendes Gegenstück zum Gestade des Toten Meeres. Ob es die Stelle ist, von der es im Evangelium des vierten Adventssonntags heißt: „Dies geschah zu Bethabara, jenseits des Jordans, da Johannes taufte," mag dahingestellt bleiben, ist ja auch gleichgiltig; aber weihevoll ist das Fleckchen Erde, und unwillkürlich wurde man hier ernst und feierlich gestimmt. Ein Einsiedler, der am jenseitigen Ufer lebt, fuhr in einem Nachen durch die stille Bucht. Wir aber sangen: „Ich bin getauft auf deinen Namen," und Generalsuperintendent Nebe hielt eine kurze, an die Taufe des Heilands anknüpfende erbauliche Andacht. Dann dunkelte es schnell, und wir fuhren nach Jericho zurück, das wir trotz verfehlter Wege nach anderthalb Stunden glücklich erreichten.

Anderntags standen wir um vier Uhr auf, und gegen sechs Uhr traten wir die Rückfahrt nach Jerusalem an. Wir hielten wieder an der Schlucht, in der das russische Kloster liegt. In der Tiefe dieser Schlucht soll der Bach Krith

fließen, an dem der Prophet Elias von den Raben gespeist wurde. An der Herberge „Zum barmherzigen Samariter“ trafen wir die zweite Gruppe unsrer Gefährten, die heute nach Jericho reiste. Auf der Straße waren die Hitze und der Staub kaum erträglich. An der Apostelquelle, anderthalb Stunden vor Jerusalem, geht es steil bergauf. Wir stiegen deshalb schon aus Mitleid mit den Pferden aus und gingen in brennender Sonnenglut den Berg hinauf bis dicht vor Bethanien. Man zeigte uns ein Haus als das des hier auferweckten Lazarus und seiner beiden Schwestern. Es machte den Eindruck einer alten Stallruine, und mit der Identität ist es hier augenscheinlich nichts. Bethanien ist heute ein verfallnes, staubiges, schmutziges Dorf und zeigt nichts mehr von der Lieblichkeit eines zum Ausruhn einladenden stillen Plätzchens. Dagegen ist der gegenüber liegende Ölberg mit seinen Gärten und Ölbäumen, Klöstern, Kirchen und Türmen auch heute noch der schönste Punkt vor Jerusalem.

Staub- und schweißbedeckt kamen wir gegen Mittag im Hotel Fast wieder an. Gott sei Dank, daß es hier nicht an Wasser fehlte. Der Ausflug war teuer erkauft, eine wirkliche Stra-

paze. Auch ich fühlte mich nach der Rückkehr einigermaßen flau; doch schmeckte mir das Mittagessen, und für die Strapazen waren wir durch die Stunden am Toten Meer und am Jordan reichlich entschädigt.

7

Jeruſalem

Freilich waren die Strapazen noch nicht zu Ende. Nach Tiſch wurden wir nach dem Tempelplatz und der Omarmoſchee geführt. Der hoch liegende, koloſſale Platz mit ſeinen Säulenreihen und der großen, ſchönen Moſchee, deren gewaltige, runde Kuppel und harmoniſche Maße künſtleriſch das Auge feſſeln, macht in der That einen unauslöſchlichen Eindruck. Was hat ſich hier auf dem Berge Morijah alles abgeſpielt, von Abrahams Bereitwilligkeit zu Iſaaks Opferung an

bis zu den Zeiten des Heilands, der hier in den Vorhallen des Tempels wandelte, heilte und lehrte. Drüben am Nordende des Platzes lag die Burg des Antonius und die Wohnung des Pilatus. Hier baute Salomo den erſten Tempel in bis dahin unerhörter Pracht, und hier ſtanden auch der zweite und dritte Tempel, dieſer — der Herodianiſche — an Größe und Pracht noch ſtrahlender als der Salomoniſche. Hier flutete zur Blütezeit des Landes das jüdiſche Leben in ſeiner Fülle, hier drängten ſich zur Zeit des Paſſahfeſtes die ungezählten Pilgerſcharen, hier wurde der Heiland erſt gefeiert, dann verurteilt und verhöhnt. Kurz, wenn es irgendwo einen geſchichtlichen Boden mit großen und mächtigen Erinnerungen giebt, ſo iſt es hier.

Wir gehn hinauf zum Felſendom. Er — der Name Omarmoſchee iſt nicht zutreffend — iſt erbaut über einem großen, oben beckenartig ausgehöhlten Felſen, dem alten Brandopferaltar Israels, dem Altar, auf dem Abraham den Widder an Stelle Iſaaks geopfert haben ſoll. Dieſer wohl 2 Meter hohe, 18 Meter lange und $13^1/_2$ Meter breite, noch mit Blutrinnen verſehene Felſen iſt jetzt nächſt Mekka das zweithöchſte Heiligtum der Mohammedaner. Über

ihm wölbt ſich die ſchöne Kuppel, die auf Pfeilern und Säulen ruht. Pfeiler und Säulen bilden im Innern eine Art Umgang um den Mittelraum. Dadurch wird der Eindruck der Größe des geſamten Innenraums beeinträchtigt. Schön und harmoniſch aber wirken überall die Maße der Architektur, und der reiche, glänzende Moſaikſchmuck giebt dem Ganzen das Gepräge ungewöhnlicher Pracht. Dieſer Schmuck freilich iſt rein weltlich, ſinnlich in die Augen fallend; für uns ermangelt dieſe Architektur der religiöſen Weihe. Da aber in Jeruſalem ſonſt faſt alles ohne Ausnahme für uns Chriſten auf religiöſe Eindrücke und Gedanken geſtimmt iſt, ſo läßt uns die bauliche Pracht des Felſendoms kalt. Mich wenigſtens hat ſie kalt gelaſſen.

Am ſüdlichen Ende des Tempelplatzes, ganz nahe dem Felſendome, liegt die Akſamoſchee, urſprünglich eine ſchöne, große, chriſtliche, von Kaiſer Juſtinian zu Ehren der Maria erbaute Baſilika. Die ſchlechten Sandalen, die einem hier höchſt mangelhaft untergebunden werden, und die man aller Augenblicke verliert, beeinträchtigten einigermaßen die Freude an dem ſchönen Raume.

Von der Akſamoſchee ging es zu der ganz nahe liegenden Klagemauer der Juden hinab.

Sie liegt nicht weit von der Kirche des heiligen Grabes. Hier klagen und weinen tagtäglich, besonders aber am Freitag abend und am Sabbathtage Juden und Jüdinnen aus allen Teilen der Welt, meist aber doch aus dem Orient, über die Zerstreuung und das Geschick ihres Volkes. Ein sehr seltsamer Anblick. An der alten Stadtmauer entlang zieht sich ein ziemlich schmaler Gang, auf dem wir etwa achtzig bis hundert Juden orientalischen Aussehens und außerdem eine Anzahl alter jüdischer Weiber fanden. Sie standen, das Gesicht der Mauer zugewandt, da, murmelten ihre hebräischen Gebete und rannten von Zeit zu Zeit einmal mit dem Kopfe gegen die Mauer. Einige schluchzten und heulten laut, aber das Ganze machte den Eindruck des mechanischen Abplärrens eingelernter oder vorgeschriebner Formeln. Man sollte meinen, daß diese zugleich nationale und religiöse Klage eines durch seine Schuld einem tragischen Geschick verfallnen Volks wohl geeignet wäre, auf uns einen tiefen Eindruck zu machen. Dieser Eindruck fehlte mir ganz. Es mag sein, daß die neugierig umherstehenden, schwatzenden und lachenden Christen nicht wenig dazu beitragen, den Ernst des Anblicks zu verscheuchen. Kurz, ich bin ziemlich enttäuscht fort-

gegangen. Das Bild an der Klagemauer war seltsam, aber unerbaulich.

Von der Klagemauer wurden wir noch in die Kirche des heiligen Grabes und das mit dieser unter einem Dache liegende Labyrinth von Kapellen geführt. Da waren die Golgathakapelle, Adamskapelle, Helenakapelle und viele andre. Zunächst kamen wir in den weiten, hochgewölbten Vorraum. Dort lag eine türkische Wache auf den Steinfliesen oder auf niedrigen Divans rauchend und schwatzend umher. Sie hat die Aufgabe, die christlichen Priester der verschiednen Kapellen, Lateiner, Griechen, Kopten, Abessinier, wenn ihr gegenseitiger Haß zu Thätlichkeiten ausartet, wieder auseinander und zur Ruhe zu bringen. Der Anblick dieser Wache genügt eigentlich schon, einem Menschen, der Jerusalem und seine Geschichte mit evangelischen Augen ansieht, die ganze Grabeskirche zu verleiden. Indessen habe ich mich bemüht, mir dadurch den Eindruck der heiligen Stätten nicht verderben zu lassen. Zunächst erschien es mir kaum möglich, daß man sich in diesem Gewirr von Kirchen und Kapellen zurechtfinden könnte. Für uns Evangelische sind ja die beiden weitaus wichtigsten Golgatha und das heilige Grab. Von der Golgathakapelle

habe ich auch nicht die Spur eines geiſtlichen Eindrucks gehabt. Man wird eine hölzerne, ſchmutzige Treppe, etwa zwanzig Stufen hinaufgeführt, ſie liegt nur wenige Meter von der Eingangsthür zum heiligen Grabe, ſodaß man ſich gar kein Bild von der Situation machen kann. Joſephs Garten mit dem Felſengrabe müßte ganz dicht, unmittelbar neben dem überdies recht niedrigen Golgathahügel gelegen haben. Von der Treppe aus tritt man dann in eine ziemlich dunkle, römiſch-katholiſche Kapelle, deren dem Eingange gegenüberliegende Wand mit Altären, Bildern, Kerzen und Lampen bedeckt iſt. Unmittelbar vor dieſer Wand ſollen die drei Kreuze geſtanden haben. Unter dem Altartiſch zeigt man ein Loch mit ſilberner Einfaſſung in einem Stein. Darin ſoll das Kreuz Jeſu geſteckt haben. Wenn die andern beiden Kreuze hier daneben ſtanden, ſo mußten die Arme der drei Gekreuzigten aneinander ſtoßen. Kurz, es iſt alles ſo unwahrſcheinlich und unkonſtruierbar wie nur möglich. Ich habe von dieſer Golgathakapelle gar keinen oder doch einen Eindruck gehabt, der allem andern eher entſprach als den Gedanken, die man an der Stätte haben muß, an der Gottes Sohn die Sünden der Welt trug und die ſieben Worte am Kreuz ſprach.

Um zum heiligen Grabe zu kommen, stiegen wir die Golgathatreppe wieder hinab und standen nun, kaum fünf Schritte davon, vor der Eingangsthür der griechischen Kapelle des heiligen Grabes. Hier ist alles sehr hell von zahlreichen, golden und silbern glänzenden griechischen Lampen beleuchtet, uns auch nicht gerade sympathisch, aber doch würdiger und feierlicher als in der lateinischen Golgathakapelle. Man schreitet einige Stufen hinunter und steht dann in einem kleinen kapellenartigen Vorraum, dem Vorgrabe oder der Engelskapelle. Hier liegt ein ziemlich großer Stein. Es soll der Stein sein, den der Engel am Ostermorgen abgewälzt hatte, und auf dem er saß, als die Frauen zum Grabe kamen (Matth. 28, 2). Von hier steigt man noch ein paar schmale Stufen hinab und kriecht dann durch eine schmale und niedrige Thür, die kaum für je einen Menschen Raum bietet, in ein kleines, in den Felsen gehauenes, jetzt hell erleuchtetes Gemach. Das ist das heilige Grab. An der rechten Seite ist eine Art Bank in den Felsen gehauen. Hier oder vielmehr unter der marmornen Platte dieser Bank, die eine etwa menschenlange, flache Vertiefung bedecken soll, hat nach der Tradition der Leib des Herrn vom Karfreitag Abend bis zum

Oſtermorgen geruht. Dieſer kleine, ſchlichte Grabraum wirkt — ich kann es nicht leugnen — überaus weihevoll. Jedenfalls hat man den Eindruck, daß man in einem wirklichen Felſengrabe ſteht. Die Örtlichkeit iſt ganz danach angethan, daß hier das Grab des Herrn geweſen ſein kann. So oder ähnlich muß das Felſengrab des Joſeph von Arimathia wohl ausgeſehen haben. Man wird unwillkürlich von einem Schauer der Ehrfurcht ergriffen. Während man hier ſteht, treten die Echtheitsfragen ganz zurück. Niemand ſpricht. Jeder ſcheint ſtill für ſich zu beten. Die Griechen und Lateiner küſſen die Bank des Grabes. Zur Seite ſteht ein ſchwarz gekleideter, griechiſcher Prieſter, ein ſchöner Mann, ſchweigend in würdiger Haltung. Er überwacht das unabläſſige Herein- und Hinauskriechen der Pilger und ſieht aus wie das perſonifizierte Schweigen. Man wünſchte mehr Zeit zu haben, um ſich alles, was hier geſchehn ſein ſoll, recht lebendig vergegenwärtigen zu können, aber immerhin will ich bekennen, hier am und im heiligen Grabe bin ich tief bewegt geweſen. Natürlich begannen gleich nach dem Heraustreten wieder die Erörterungen über das Für und Wider der Echtheit. Merkwürdigerweiſe ſind die eigentlichen Gelehrten

überwiegend für die Echtheit, die Laien meistens dagegen. Ich neige auch zu diesen. Allein was kommt darauf an? Für uns Evangelische nichts oder so gut wie nichts. Es ist gut, daß wir kein authentisches Zeichen der Echtheit haben. Nicht die Örtlichkeit ist das Heilige. Das Heiligtum ist inwendig in uns, und die Grenze zwischen der rechten Würdigung solcher Stätten auf der einen und dem abergläubischen Mißbrauch auf der andern Seite ist sehr fein und leicht verwischbar.

Nachher sollten uns noch andre Kapellen, die Stephanuskapelle, Helenakapelle und andre gezeigt werden. Ich bat aber den Stangenschen Dragoman, Hauptmann Grunert, er möge ein Einsehen haben und ein Ende machen. Unsre Aufnahmefähigkeit sei erschöpft. So gingen wir zurück zum Hotel, wo wir in trefflicher Gesellschaft zu Mittag aßen. Namentlich waren es der Oberkonsistorialpräsident Freiherr von G. aus Stuttgart mit seiner liebenswürdigen Tochter und der württembergische Oberforstmeister Graf Ü. mit seiner Gemahlin, deren Gemeinschaft bei Tisch außerordentlich wohlthuend war. Graf Ü. war übrigens Vegetarianer und befand sich bei dieser Lebensweise sehr wohl. Er zeigte sich allen Strapazen vollkommen gewachsen.

Freitag, den 28. Oktober, früh acht Uhr ritten wir auf Eseln hinaus nach dem Ölberg. Der Gipfel des Ölbergs ist unzweifelhaft der schönste Punkt in der Umgebung Jerusalems, der Weg hinauf freilich recht steil und unbequem. Oben steht ein griechisches Kloster mit einem schlanken Turm, von dem aus man eine entzückende Aussicht auf die Gebirge Juda und Moab, auf die Jordanebene, das Tote Meer und besonders auf die Stadt Jerusalem hat. Aber nicht nur die Landschaft wirkt hier erhebend, man wird auch von heiligen Erinnerungen ganz umflutet. Wir verlebten dort oben weihevolle, glückliche Stunden. Dann ritten wir hinab nach dem am Fuße des Bergs liegenden Garten Gethsemane. Er gehört den Franziskanern, ist mit einer Mauer umgeben und sorgfältig gepflegt. Zwischen den Blumenbeeten steht eine Anzahl augenscheinlich sehr alter Ölbäume, von denen zwei angeblich noch aus der Zeit des Heilands stammen sollen. Das ist gewiß sehr unwahrscheinlich, die Identität des Ortes überhaupt bestritten und fraglich. Aber es ist ein stilles, schönes Fleckchen Erde. Um den Garten herum — er mag knapp einen halben Magdeburger Morgen groß sein — führt an der Mauer entlang ein gepflasterter.

nach außen ebenfalls abgeſchloſſener Gang. Hier verſammelten wir uns und ſangen: „Eines wünſch ich mir vor allem andern,“ auch einige Verſe aus dem Zinzendorfſchen Liede: „Marter Gottes, wer kann dein vergeſſen.“ Dann hielt Generalſuperintendent Nebe ein inniges Gebet, und die Andacht ſchloß mit dem Verſe: „Die wir uns allhier beiſammen finden.“ Es war eine unvergeßlich feierliche und ſchöne Stunde. Vor Gethſemane, ziemlich dicht an der Pforte, ſteht am Ende einer engen Mauergaſſe eine abgebrochne rötliche Steinſäule angeblich an der Stelle, an der die Jünger zurückblieben und ſchliefen, als der Heiland ſich auf eines Steinwurfs Weite von ihnen entfernte, um zu beten. Hier alſo wäre es etwa geweſen, wo Judas ſich ſeinem Herrn nahte, um ihn zu verraten. Dieſe Stunden in Gethſemane gehörten für mich zu den Höhepunkten der Reiſe.

Nachmittags nach dem Lunch fuhren wir mit dem Geheimen Obermedizinalrat Dr. Sch. (vortragendem Rat im Berliner Kultusminiſterium) zu dem der Brüdergemeinde gehörigen Aſyl für Ausſätzige, Jeſushilfe. Es liegt im Süden der Stadt in einem ziemlich ausgedehnten, ſehr wohl gepflegten Garten mit ſchöner Ausſicht und machte

einen vortrefflichen Eindruck. Der zu unsrer Reisegesellschaft gehörige Unitätsdirektor Kölbing aus Herrnhut empfing uns mit den Schwestern Auguste und Elisabeth, die hier den schwersten und gefährlichsten aller Krankenpflegedienste übernommen haben. Das Asyl macht einen schönen und lieblichen Eindruck, die Freudigkeit der beiden Schwestern und ihre Art, mit den armen Aussätzigen zu verkehren, ist rührend und beschämend. Wir trafen dort einige zwanzig Leprakranke, an denen die entsetzliche Krankheit schreckliche Verwüstungen angerichtet hatte, ein jammervoller Anblick. Immerhin sind sie hier weit besser aufgehoben als in den freien Aussätzigengenossenschaften, die außerhalb der Stadt in Höhlen und Ställen eine von den türkischen Behörden geduldete Organisation haben und dort gemeinsam betteln und leben. Die Zustände in diesen Genossenschaften müssen nach dem, was man uns davon erzählte, haarsträubend sein, und da sich die ihnen angehörigen Leprosen frei bewegen, in der Stadt die für die gemeinsame Verpflegung nötigen Viktualien einkaufen und dabei mit einer Menge andrer Menschen in Berührung kommen, so ist auch die hygienische Gefahr dieser Genossenschaften ganz unabsehbar. Merkwürdiger-

weiſe aber beſtehn hier in Jeruſalem über die Anſteckungsgefahr des Ausſatzes ſehr laxe Anſchauungen. Selbſt der europäiſche Arzt des Aſyls Jeſushilfe neigt der Auffaſſung zu, daß der Ausſatz weſentlich nur durch Vererbung übertragen werde. Unſre deutſchen Ärzte ſchütteln dazu den Kopf, und bei der Einrichtung eines Leproſenheims bei Memel, das wir von Berlin aus in Angriff genommen haben, iſt die Verhütung der Anſteckung von Menſch zu Menſch einer der ausſchlaggebenden Gründe geweſen. Es fiel uns auf, daß im Aſyl zu Jeruſalem ein Desinfektionsapparat fehlte. Ich habe die Überweiſung eines ſolchen auf Koſten der Fonds des Kultusminiſteriums zugeſagt und bewirkt.

Vom Aſyl Jeſushilfe gingen wir in das unter der Pflege von Kaiſerswerther Diakoniſſenſchweſtern ſtehende Johanniterhoſpital, ein in jeder Hinſicht vorzüglich eingerichtetes und verwaltetes Krankenhaus, namentlich für Deutſche, die hier erkranken, von unſchätzbarem Werte. Dann beſuchten wir noch das Kinderhoſpital Marienſtift, deſſen Protektorin die Großherzogin Marie von Mecklenburg iſt. Es ſtand unter der Leitung des auch in Deutſchland bekannten, inzwiſchen verſtorbnen Dr. Sandretzky und leiſtet

natürlich hier im Orient kranken Kindern treffliche Dienſte, obwohl die hygieniſchen und ſanitären Einrichtungen manches zu wünſchen übrig ließen. Hier müßte baulich und organiſatoriſch wohl einmal mit etwas größern Geldmitteln eingegriffen werden.

Von dort begaben wir uns noch einmal zur Klagemauer. Wir trafen heute dort mehr Juden und beſſer gekleidete, manche mit Kaftans aus koſtbaren orientaliſchen Stoffen. Der religiöſe Eindruck aber war nicht günſtiger als früher. Der Rückweg führte uns durch die via dolorosa, eine enge, vielfach mit Bogen überwölbte Straße, die vom Stephanusthor zur Grabeskirche führt, und in der allerhand heilige Stätten gezeigt werden, die unzweifelhaft nicht echt ſind. Auf einem der Bogen ſoll Pilatus geſtanden haben, als er den Heiland mit der Dornenkrone dem Volke zeigte. Der Bogen heißt daher Eccehomobogen. Hier ſoll auch das Haus der heiligen Veronika gelegen haben, die nach der Legende dem Herrn ein Tuch reichte, daß er ſeinen Schweiß abtrockne, und es mit dem Bilde des Heilandsantlitzes zurück bekam. Die Straße hat noch altjeruſalemitiſches Gepräge, und darum bietet ſie Intereſſe. Hier liegt auch

das wohleingerichtete Johanniterhoſpiz, wo ein Teil unſrer Reiſegeſellſchaft wohnte. Im übrigen ſind die altjeruſalemitiſchen Gaſſen nichts weniger als ſchön. Sie ſind eng, unſauber und zum Teil von höchſt widerlichen Gerüchen erfüllt.

8

Feſtlichkeiten

Sonnabend, den 29. Oktober, wurde mittags die Ankunft des Kaiſerpaars erwartet. Den Vormittag benutzten wir, um noch einige evangeliſche Inſtitute zu beſuchen, ſo namentlich das von Kaiſerswerther Diakoniſſen muſterhaft geleitete Mädchenwaiſenhaus Talitha Kumi. Vorſteherin des Hauſes iſt die im Diakoniſſendienſt alt und grau gewordne Schweſter Charlotte Pilz, eine herzerquickende Greiſin. Von dort gingen wir nach dem von dem verſtorbnen Vater Schneller

das wohleingerichtete Johanniterhoſpiz, wo ein Teil unſrer Reiſegeſellſchaft wohnte. Im übrigen ſind die altjeruſalemitiſchen Gaſſen nichts weniger als ſchön. Sie ſind eng, unſauber und zum Teil von höchſt widerlichen Gerüchen erfüllt.

8

Feſtlichkeiten

Sonnabend, den 29. Oktober, wurde mittags die Ankunft des Kaiſerpaars erwartet. Den Vormittag benutzten wir, um noch einige evangeliſche Inſtitute zu beſuchen, ſo namentlich das von Kaiſerswerther Diakoniſſen muſterhaft geleitete Mädchenwaiſenhaus Talitha Kumi. Vorſteherin des Hauſes iſt die im Diakoniſſendienſt alt und grau gewordne Schweſter Charlotte Pilz, eine herzerquickende Greiſin. Von dort gingen wir nach dem von dem verſtorbnen Vater Schneller

gegründeten, jetzt von dessen Sohne, dem Direktor Theodor Schneller geleiteten Syrischen Waisenhause, einer großartigen, reichgesegneten Schöpfung. Wir besuchten die Schule und erfreuten uns an dem schönen Gesange und den treffenden, deutschen Antworten der Kinder, die durchweg einen gesunden und fröhlichen Eindruck machten. Interessant war auch die Töpferei des Hauses. Sie ist zugleich eine treffliche Lehrlingsbildungsanstalt für die Zöglinge. Daß die armenischen Waisen hier im Vordergrund unsers Interesses standen, ist begreiflich. Ganz entzückend ist die Aussicht von der hochliegenden Terrasse des Syrischen Waisenhauses. Unmittelbar an das Haus schließt sich ein großes, dem Waisenhause gehörendes Gelände an, das sich in ein ziemlich tiefes Thal hinabsenkt. Hinter diesem erheben sich die Berge des Landes Benjamin, überragt durch die Höhe von Mizpa Samuel. Dahinter sieht man in weiter Ferne ein Dorf Teijibe, wahrscheinlich das alte Ephrem. Noch weiter entfernt, aber vom Syrischen Waisenhause aus nicht mehr sichtbar, liegt Emmaus, und wir überschauten so fast den ganzen, aus dem Evangelium des zweiten Osterfeiertags uns wohlbekannten Weg von Jerusalem nach Emmaus, den die

beiden Jünger am Nachmittage des Auferstehungssonntags gegangen waren, und auf dem sich der Heiland ihnen zugesellt und ihnen alle Schriften ausgelegt hatte, die von ihm gesagt waren. Mir ist dieser Blick auf den Weg nach Emmaus einer der herzbewegendsten in Jerusalem gewesen. Es mag das mit subjektiven Eindrücken, die ich gerade von dem Emmausevangelium empfangen habe, zusammenhängen.

Inzwischen war es Zeit geworden, nach dem kaiserlichen Zeltlager zu fahren, um uns bei dem Kaiser zu melden. Ich ging zusammen mit dem Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats in kleiner Uniform dem Kaiser entgegen, der in brauner Tropenuniform zu Pferde zwar bestäubt, aber sonst ungemein frisch und stattlich aussah. Er reichte uns auf unsre Meldung die Hand und scherzte über unsre zur „kleinen Uniform" gehörenden Cylinderhüte, die, wie er sehr treffend bemerkte, nicht hierher paßten. Cylinder könne er zu Hause genug sehen, nachmittags sollten wir sie zu Hause lassen. Der Kaiser klagte über den strapaziösen Weg, den man ihn und besonders die Kaiserin geführt habe, da man sie habe die Reise von Haifa über Jaffa zu Pferde machen lassen, während auf der ganzen

Tour eigentlich nichts wirklich Sehenswertes zu sehen sei. Auch von Cäsarea schien der Kaiser enttäuscht zu sein. Um drei Uhr sollte ich den Kaiser und die Kaiserin programmmäßig auf dem Muristan begrüßen; er entließ uns darum bald mit einem gütigen „Auf Wiedersehen nachmittags."

Um $^1/_2$3 Uhr fand dann der Einzug des kaiserlichen Paares in Jerusalem statt. Wir sahen davon nichts, da wir uns mit einer großen Menge der anwesenden Fremden und mit den Vertretern der evangelischen Gemeinde auf dem Muristan vor dem Eingange der Erlöserkirche aufgestellt hatten, um dort das Kaiserpaar zu erwarten und zu begrüßen. Die Herrschaften waren inzwischen mit ihrem Gefolge vom Zeltlager aufgebrochen, der Kaiser zu Pferde, die Kaiserin in einem vierspännigen Galawagen, und waren bis zum Jaffathor unter den brausenden Zurufen der orientalischen Bevölkerung und der zahlreichen Fremden geritten oder gefahren. Vom Jaffathor aus waren sie zu Fuß durch die engen, treppenstufenartig gepflasterten Gassen in die Stadt hinab zur Grabeskirche gegangen. Nach deren Besichtigung nahte sich der kaiserliche Zug unter dem Geläut der Glocken der Grabeskirche

dem nahen Muristan.*) Vor dem Eingange der ältern Kapelle standen wir, und ich begrüßte den Kaiser, anfänglich noch von dem lauten Glockengeläut gestört, mit folgender Ansprache:

„Eure Kaiserliche und Königliche Majestät bitte ich allerunterthänigst um Erlaubnis, als Allerhöchstdero Kultusminister unsern erhabnen Kaiser und König und unsre Allerdurchlauchtigste Kaiserin und Königin in tiefster Ehrfurcht und mit stolzer Freude an dieser weihevollen Stätte im heiligen Lande und in Jerusalem, der heiligen Stadt, begrüßen zu dürfen. — Eure Majestät stehn hier auf Allerhöchstihrem eignen Grund und Boden, auf dem Muristan. Von großartigen geschichtlichen Erinnerungen, gleich bedeutsam für die vaterländische, wie für die Christenheit des Morgenlandes, ist diese Stätte umweht. Hier war es insbesondre, wo die umfassende, selbst-

*) Der Muristan ist ein ziemlich ausgedehntes, zum größten Teil mit Trümmern bedecktes Gelände, das der Krone Preußen vom Sultan als Eigentum überlassen worden ist. Der Name soll nach einigen Hospital, nach andern Irrenasyl bedeuten. Hier stand die im elften Jahrhundert von italienischen Kaufleuten erbaute Kirche Sancta Maria latina major, deren Ruinen jetzt der Erlöserkirche haben weichen müssen. Die Johanniterritter hatten hier im Mittelalter ein Pilgerhospital.

verleugnende und mit großen Erfolgen gekrönte Wirksamkeit des Johanniterritterordens in vergangnen Jahrhunderten ihren Mittelpunkt hatte. Dank der hochherzigen Liberalität Seiner Majestät des Kaisers der Osmanen und dem Entgegenkommen des griechischen Patriarchen konnte Eurer Majestät in Gott ruhender Herr Vater, des nachmaligen Kaisers und Königs Friedrich Majestät am 7. November 1869 als Kronprinz dieses Terrain für die Krone Preußens feierlich in Besitz nehmen. Hier standen die Überreste der Kirche Santa Maria Latina major, die auf den mächtigen Befehl Eurer Kaiserlichen Majestät nunmehr in neuer Herrlichkeit erstanden ist. Dort steht sie, in schlichter, ihrer Vergangenheit entsprechender Schönheit, durch die evangelische Jerusalemstiftung wiederhergestellt, vor uns und erharrt der weitern Befehle Eurer Majestät, um in diesen Tagen als evangelische Erlöserkirche dem gottesdienstlichen Gebrauch erschlossen und geweiht zu werden. Darin liegt der nicht nur für die evangelischen Christen Palästinas, sondern auch für die evangelischen Landeskirchen des Vaterlands, ja der ganzen Welt hochbedeutsame und verheißungsvolle Abschluß einer langen geschichtlichen Entwicklung. Nicht nur die hier versammelte

evangelische Gemeinde Jerusalems, sondern die ganze evangelische Christenheit empfindet tief die Bedeutsamkeit der Thatsache, daß Eure Kaiserlichen und Königlichen Majestäten Allerhöchstselbst hier erschienen sind, um diesem Abschluß die höchste Weihe zu erteilen. Die Vertreter der evangelischen Kirchenregierungen und Hunderte von Christen des evangelischen und andrer Bekenntnisse haben sich hier vereinigt, um dankbaren und freudigen Herzens Zeugen des geschichtlichen Aktes zu sein, der sich hier unter den Augen Eurer Majestäten vollziehn wird. Mit den unsrigen schlagen aber Millionen deutscher Herzen jenseits des Meeres Euern Majestäten in dankbarer Liebe entgegen. Huldigend und fürbittend steigen ihre Gebete zum Throne Gottes empor. Mit ihnen vereinigen sich die hier Versammelten in dem inbrünstigen Wunsche: Gott segne Euer Majestäten Eingang und Ausgang an diesen heiligen Stätten, an denen sich einst das Wunder aller Wunder, die Erlösung der Menschheit vom Tode und von allen Sünden durch die Menschwerdung, das Leben, Leiden und Sterben unsers hochgelobten Heilandes vollzogen hat. Gott erfülle an Euern Majestäten die Verheißung: »Ich will dich segnen, und du sollst ein

Segen sein!« Er stelle seiner Engel Geleit um Eure Majestäten her und führe Allerhöchstdieselben glücklich und unversehrt wieder in die geliebte Heimat. Er lasse für die evangelische Gemeinde zu Jerusalem und für die gesamte evangelische Kirche reiche Früchte unvergänglichen Segens aus diesen Tagen erwachsen. Die Anwesenheit Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten in Jerusalem gilt einem Werke des Friedens. Dank dem durch Eurer Majestät Macht und Weisheit erhaltnen Weltfrieden haben wir das Glück, Allerhöchstdieselben fern vom Vaterlande hier in Frieden ehrfurchtsvoll begrüßen zu dürfen. Möge Jerusalem und die Erlöserkirche hier eine Stätte des Friedens sein und bleiben für alle, die von nun an hier aus- und eingehn werden. Das walte der gnädige, ewige Gott!"

Der Kaiser gab mir die Hand und erwiderte etwa folgendes:

„Ich danke Ihnen sehr für die Gesinnungen, die Sie hier ausgesprochen haben. Es ist für Mich eine besondre Freude, die Einweihung der Erlöserkirche mit Ihnen und so vielen Deutschen hier gemeinsam feiern zu können. Wir verdanken dies der wohlwollenden Gesinnung des Sultans und Meinem hochseligen Herrn Großvater und

Vater, die doch schließlich den Ausschlag gegeben haben. Ich hoffe, daß die Evangelischen besonders auch durch ihren Wandel die Wahrheit unsers Glaubens hier bezeugen werden. Mit bloßem Reden ist hier nichts auszurichten. Dann wird auf dieser Feier die Gnade Gottes ruhen und reichen Segen schaffen. Das wünsche und erhoffe Ich mit Ihnen allen. Sagen Sie das den Deutschen und Evangelischen, die hier sind."

Das Hoch, das ich auf die Majestäten ausbrachte, fand zum Staunen der ringsum auf den Dächern, in den Fenstern und auf allen sonst irgend zugänglichen Plätzen lauschenden einheimischen Bevölkerung brausenden Wiederhall. Dann kam noch die Abordnung der evangelischen Gemeinde zu Jerusalem zu Worte, und darauf schlossen wir uns dem Gefolge Ihrer Majestäten an, um mit ihnen die alte evangelische Muristankapelle, den dazu gehörenden sehr hübschen und weihevollen Kreuzgang und die neue Erlöserkirche zu besichtigen. Abends war ich mit zahlreichen Reisegenossen zur Tafel in das kaiserliche Zeltlager befohlen worden und hatte die Ehre, neben dem Kaiser zu sitzen. Mit großer Freude erquickte ich mich an der warmherzigen Frische beider Majestäten. Nach Tisch leuchtete Jerusalem im

Glanze eines auf Befehl und Kosten des Sultans veranstalteten großartigen Feuerwerks. Ganze Bündel von Raketen erhellten den Himmel. Es war ein schöner Anblick. Im Zeltlager herrschte ein fröhlicher und ungezwungner Ton. Dankbar kehrten wir, nachdem sich die Majestäten zurückgezogen hatten, in Fasts Hotel zurück.

Der folgende Tag, der 30. Oktober, war ein Sonntag. Er war für Bethlehem bestimmt. Wir fuhren von Jerusalem morgens sieben Uhr aus und in einen wundervollen Sommermorgen hinein. Jerusalem mit seinen Kuppeln war von goldnem Sonnenlicht zauberhaft beleuchtet, und die hügelige Landschaft mit ihren Dörfern, Höhen und Thälern, Baumpflanzungen, Gärten und Äckern wirkte ungemein anmutig und freundlich. Aber es war wohl nicht nur der strahlende Sonnenglanz, der uns das Bild so ansprechend machte, sondern der Blick auf das freundliche Städtchen Bethlehem, dessen weiße Häuser, links von der Geburtskirche und den dazu gehörenden Klöstern, rechts oben vom Turme der evangelischen Kirche flankiert, sich von den Gebirgen Juda und Moab im Hintergrunde malerisch abheben, erweckte unwillkürlich in uns die herzbewegenden Gedanken der Weihnachtsgeschichte. Hier auf dieser Flur

waren in der heiligen Nacht die Hirten auf dem Felde bei den Hürden und hüteten ihre Herde. Hier trat des Herrn Engel zu ihnen, und die Klarheit des Herrn umleuchtete sie. Hier sprach ihnen, da sie sich fürchteten, der Engel zu: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids.“ Hier gesellte sich zu dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!*) Aller Zauber der Weihnachtsfreude in der eignen Kindheit, die Bescherungen in der guten Stube meines alten Vaterhauses und die Weihnachtsfeiern mit den eignen Kindern, alles wachte hier wieder auf und trat mit hellen Farben vor die bewegte Seele. Es war ein ganz wundervoller Morgen, voll unvergeßlicher Eindrücke. Wir hatten von Jerusalem bis zur evangelischen Kirche in Bethlehem gerade anderthalb Stunden gebraucht. Bald kamen auch der Kaiser und die Kaiserin ange-

*) Nach evangelischer Lesart und Übersetzung. Richtiger wird wohl die Lesart und Übersetzung sein: „bei den Menschen des Wohlgefallens.“

fahren, feierlich begrüßt von dem Grafen von Zieten-Schwerin als Vorsitzendem des Jerusalem-vereins, der die Kirche in Bethlehem erbaut hat. Diese ist zwar kleiner als die neue Erlöserkirche in Jerusalem, aber überaus ansprechend und freundlich. Sie ist von dem Geheimen Baurat Orth in Berlin erbaut, der bei uns war. Für die Predigt hatte der Kaiser den Text Joh. 1, 14 bestimmt: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Pastor Böttcher predigte darüber einfach und erbaulich mit einer gewissen Zurückhaltung und Bescheidenheit, die hier sicherlich am Platze war. Bethlehem selbst ist eine Predigt, wie sie kein Geistlicher halten kann. Nach dem Gottesdienste befahl der Kaiser die anwesenden Geistlichen zu sich heran und sprach zu ihnen, augenscheinlich der Empfindung des Augenblicks entsprechend, die folgenden, von dem Pastor Ludwig Schneller in Köln nachträglich aus dem Gedächtnis niedergeschriebnen, aber nach Form und Inhalt völlig zutreffend wiedergegebnen, bemerkenswerten Worte:

„Wenn Ich die Eindrücke dieser letzten Tage wiedergeben soll, so muß Ich sagen, daß Ich doch vor allem sehr enttäuscht bin. Ich wollte das eigentlich hier nicht aussprechen. Aber

nachdem Ich gehört, daß es auch andern, z. B. Meinem Oberhofprediger, nicht anders ergangen ist, so will Ich das doch vor Ihnen nicht zurückhalten. Es mag ja auch sein, daß die sehr ungünstige Zufahrt zur Stadt Jerusalem mit dazu beigetragen hat. Aber wenn man diese Zustände an den heiligen Stätten sieht, wie es da zugeht, das kann einem das Herz durchschneiden. Es ist doch eine gewaltige Thatsache, an deren Schauplatz wir stehn, die Emanation der Liebe des Schöpfers, und wie wenig entspricht dem das, was wir gesehen haben! Ich bin darum doppelt froh, hier in Bethlehem den ersten erhebenden Eindruck im heiligen Lande durch die Feier in Ihrer Mitte empfangen zu haben. Gerade dies Beispiel von Jerusalem mahnt uns dringend, daß wir die kleinen Abteilungen bei unsrer Konfession möglichst zurückstellen, und daß ganz fest geschlossen hier im Orient die evangelische Kirche und das evangelische Bekenntnis auftrete. Sonst können wir nichts machen. Wir können nur durch das Beispiel wirken, durch das Vorbild und den Beweis, daß das Evangelium ein Evangelium der Liebe ist nach allen Himmelsrichtungen hin, und daß es andre Früchte trägt. Auf die Muham-

401116

medaner kann nur das Leben der Christen Eindruck machen. Das kann ihnen kein Mensch übel nehmen, wenn sie vor dem christlichen Namen keine Achtung haben. Kirchlich spalten sie sich, sie müssen sogar durch äußere Gewalt der Waffen von den Streitigkeiten zurückgehalten werden. Politisch reißt man unter allen möglichen Vorspiegelungen ein Stück nach dem andern von ihnen weg, wozu man gar keine Berechtigung hat, sodaß ihre Einwirkung vollständig gesunken ist, und man auf dies tiefe Niveau heruntergekommen ist.

Jetzt sind wir an die Reihe gekommen! Das Deutsche Reich und der deutsche Name haben im ganzen osmanischen Reiche jetzt ein Ansehen gewonnen, wie es noch nie gewesen ist. An uns liegt es nun, zu zeigen, was die christliche Religion eigentlich ist, daß die Ausübung der christlichen Liebe auch gegen die Muhammedaner einfach unsre Pflicht ist, nicht durch Dogmen und Bekehrungsversuche, lediglich durch das Beispiel! Der Muhammedaner ist ein sehr glaubenseifriger Mensch, sodaß es mit dem Predigen allein nicht gemacht ist. Aber unsre Kultur, unsre Anstalten, das Leben, das wir ihnen vorleben, die Art unsers Verkehrs mit ihnen, der Beweis, daß

wir unter einander einig sind, darauf kommt es an.

Es ist jetzt eine Art Examen, das wir abzulegen haben für unsern protestantischen Glauben und unser Bekenntnis, worin wir ihnen den Beweis geben müssen, was Christentum ist, und wodurch sie ein Interesse für unsre Religion und für das christliche Bekenntnis gewinnen können. Sorgen Sie, daß es so bleibe!"

Diese Worte des Kaisers machten auf alle, die sie hörten, einen tiefen Eindruck. — Ich war nach der Kirche ermüdet und überaus durstig. Ich konnte daher nur dankbar sein, daß der Rechtsanwalt H. aus Berlin, ein Schwager des Pastors Böttcher, mich freundlich mit in das kühle Pfarrhaus nahm, wo wir gastlich erquickt wurden. Hier fand sich ein kleiner Kreis von Reisenden zusammen, unter ihnen auch der durch seine eifrige sozialpolitische Wirksamkeit bekannt gewordne Pastor Naumann, ein Hüne von Gestalt und eine äußerlich sympathische, charaktervolle Erscheinung. Zu meinem Bedauern bin ich in Bethlehem nicht mehr zu dem vom Jerusalemverein erbauten Waisenhause, das an demselben Tage in der Frühe eingeweiht worden war, hinausgekommen. Auch die Geburtskirche habe ich nicht gesehen. Ich fühlte

mich etwas schwach und angegriffen und scheute die Mittagsglut. Ich habe es nachher tief bedauert, in Bethlehem gewesen zu sein, ohne die Geburtskirche gesehen zu haben.

Ich fuhr bald nach der Abfahrt des Kaisers nach Jerusalem zurück, wo wir noch einige Anstalten und Sehenswürdigkeiten besahen. Auf dem Rückwege zum Hotel kehrte ich in einem deutschen Bierhause ein. Das Bier war teuer, anderthalb Franken die Flasche, aber gut, und ich traf dort eine Gesellschaft deutscher Kolonisten aus Jerusalem, Jaffa und Haifa, mit denen ich wirklich heimatlich und traulich zusammen saß. Alle waren voll Begeisterung für den Kaiser und hegten überschwengliche Erwartungen von den wirtschaftlichen und politischen Folgen der kaiserlichen Reise, Erwartungen, deren Erfüllung nach nüchternem Menschenermessen unmöglich erschien. Ich hielt mich indessen etwas zurück, um den freudig bewegten deutschen Landsleuten nicht allzuviel Wasser in ihren Wein zu gießen. Gewiß hatte diese Reise im Orient einen gewaltigen Eindruck gemacht, und sie wird dem Ansehen des Deutschen Reichs, vielleicht auch unsern wirtschaftlichen Beziehungen zu Kleinasien zu statten kommen. Aber im Orient gehen solche Entwicklungen nur

sehr langsam vorwärts, und so schön die hoffnungsreiche Begeisterung der hiesigen Deutschen auch erschien, die Spannung war zu hoch. Ernüchterung und Enttäuschung werden nicht ausbleiben.

Schon am Morgen des 31. Oktober war es zu spüren, daß der Tag sehr heiß werden würde. Um acht Uhr ordnete sich der große Festzug vor unserm Hotel; alle Beamten trugen dabei Galauniform, die zahlreichen Johanniterritter ihre roten, gestickten Röcke, hohe Stiefel, den Hut mit weißer, wallender Feder und den schwarzseidnen Mantel mit dem weißen Kreuz. Es war ein ungemein stattlicher Anblick, und der glänzende Zug würde selbst in der Heimat Interesse erregt haben. Man kann sich denken, wie die Orientalen diese ihnen fremden, bunten Uniformen anstaunten. Auf allen Mauern, Dächern, Türmen, in den Fenstern und Thüren kauerten oder standen Männer, Frauen und Kinder, dunkle und weiße, verschleierte und unverschleierte Weiber, Araber, Türken, Juden, Mönche aller Art. Für uns war dieses Straßenbild interessanter als unser Zug. Ich hatte das Kaiserpaar am Eingange zum Muristan mit zu empfangen und an seine Plätze in der Kirche zu geleiten. Die Hitze

war glühend, der Staub entſetzlich, die Feier in der Kirche aber wahrhaft großartig und erhebend. Sie entſchädigte die Teilnehmer reichlich für alle Mühſal. Sehr bedauerlich iſt es, daß der ſehr hübſche Innenraum der Kirche eine recht mangelhafte Akuſtik hat. Ich habe von der Weiherede des Oberhofpredigers Dryander, der doch ſehr korrekt und deutlich ausſpricht, obwohl ich ganz vorn auf der erſten Bank ſaß, kaum das vierte Wort verſtanden und ſo gut wie nichts davon gehabt. Denn die immer erneuerten Verſuche, ſich einen Zuſammenhang zu konſtruieren, zerſtören jede Andacht und Sammlung. Sehr gut dagegen verſtand ich die Predigt des an dieſem Tage vom Kaiſer zum Propſt ernannten Paſtors der evangeliſchen Gemeinde in Jeruſalem Hoppe. Die Predigt war durchaus auf der Höhe; ſie war nur ein wenig zu lang (ſechsunddreißig Minuten). Vor der Predigt hatten wir gemeinſam „Ein feſte Burg iſt unſer Gott“ geſungen, Reformationsfeſt in Jeruſalem und unter dieſen Umſtänden! Es war in der That eine erhebende Feier. Und doch hatte ſie ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Nach der Schlußliturgie erhob ſich der Kaiſer und ging zum Altar hinauf, betete dort einige Augenblicke ſtill, wandte ſich dann

zur Gemeinde und hielt mit lauter Stimme folgende Ansprache:

„Gott hat in Gnaden Uns verliehn, daß Wir in dieser allen Christen heiligen Stadt an einer durch ritterliche Liebesarbeit geweihten Stätte das dem Erlöser der Welt zu Ehren errichtete Gotteshaus haben weihen können. Was Meine in Gott ruhenden Vorfahren seit mehr als einem halben Jahrhundert ersehnt und als Förderer und Beschützer der hier im evangelischen Sinne gegründeten Liebeswerke erstrebt haben, das hat durch die Erbauung und Einweihung der Erlöserkirche Erfüllung gefunden. Mit der werbenden Kraft dienender Liebe sollen hier die Herzen zu dem geführt werden, in dem allein das geängstigte Menschenherz Heil, Ruhe und Frieden findet für Zeit und Ewigkeit. Mit fürbittender Teilnahme begleitet die evangelische Christenheit weit über Deutschlands Grenzen hinaus unsre Feier. Die Abgesandten der evangelischen Kirchengemeinschaften und zahlreiche evangelische Glaubensgenossen aus aller Welt sind mit Uns hierher gekommen, um persönlich Zeugen zu sein der Vollendung des Glaubens- und Liebeswerks, durch welches der Name des höchsten Herrn und Erlösers verherrlicht und der Bau des Reiches Gottes

auf Erden gefördert werden soll. Jerusalem, die hochgebaute Stadt, in der unsre Füße stehn, ruft die Erinnerung wach an die gewaltige Erlösungsthat unsers Herrn und Heilands. Sie bezeugt uns die gemeinsame Arbeit, welche alle Christen über Konfessionen und Nationen im apostolischen Glauben eint. Die welterneuernde Kraft des von hier ausgegangnen Evangeliums treibt uns an, ihm nachzufolgen, sie mahnt uns in glaubensvollem Aufblick zu dem, der für uns am Kreuze gestorben, zu christlicher Duldung, zur Bethätigung selbstloser Nächstenliebe an allen Menschen, sie verheißt uns, daß bei treuem Festhalten an der reinen Lehre des Evangeliums selbst die Pforten der Hölle unsre teure evangelische Kirche nicht überwältigen sollen. Von Jerusalem kam der Welt das Licht, in dessen Glanze unser deutsches Volk groß und herrlich geworden ist. Was die germanischen Völker geworden sind, das sind sie geworden unter dem Panier des Kreuzes auf Golgatha, des Wahrzeichens der selbstaufopfernden Nächstenliebe. Wie vor fast zwei Jahrtausenden, so soll auch heute von hier der Ruf in alle Welt erschallen, der unser aller sehnsuchtsvolles Hoffen in sich birgt: Friede auf Erden. Nicht Glanz und Macht, nicht

Ruhm, nicht Ehre, nicht irdisches Gut ist es, was wir hier suchen, wir lechzen, flehen und ringen allein nach dem einen, dem höchsten Gute, dem Heil unsrer Seelen. Und wie Ich das Gelübde Meiner in Gott ruhenden Vorfahren: »Ich und Mein Haus, Wir wollen dem Herrn dienen«, an diesem feierlichen Tage hier wiederhole, so fordere Ich Sie alle auf zu gleichem Gelöbnis. Jeder sorge in seinem Stande und Berufe, daß alle, welche den Namen des gekreuzigten Herrn tragen, in dem Zeichen dieses hochgelobten Namens ihren Wandel führen zum Siege über alle aus der Sünde und der Selbstsucht stammenden finstern Mächte. Gott verleihe, daß von hier aus reiche Segensströme zurückfließen in die gesamte Christenheit, daß auf dem Throne wie in der Hütte, in der Heimat wie in der Fremde Gottvertrauen, Nächstenliebe, Geduld im Leiden und tüchtige Arbeit des deutschen Volks edelster Schmuck bleibe, daß der Geist des Friedens die evangelische Kirche immer mehr und mehr durchdringe und heilige. Er, der gnadenreiche Gott, wird unser Flehen erhören, das ist unsre Zuversicht. Er, der Allmächtige, ist der starke Hort, auf den wir bauen. »Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald ver-

loren, es streit für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren, fragst du, wer der ist, er heißet Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein andrer Gott, das Feld muß er behalten.«"

Diese Ansprache unsers Kaisers war der Höhepunkt der Feier und — ich glaube ohne Übertreibung es sagen zu dürfen — der ganzen Reise. Von dem Eindruck dieser Szene wird sich niemand, der ihr nicht beigewohnt hat, eine Vorstellung machen können. Ich sah, wie sonst sehr reservierten deutschen Männern die Thränen über die Wangen liefen. Staunend sahen die fremden Würdenträger die männliche Gestalt des deutschen Kaisers im weißen Waffenrock mit dem goldnen Küraß und im Schmuck der höchsten Orden dort vor dem Altar stehn, staunend empfanden sie mit uns Deutschen die zündende Gewalt der kaiserlichen Rede. Ein ähnliches evangelisches Zeugnis aus dem Munde des mächtigsten Herrschers Europas war bis dahin noch nie gehört worden, und alle Anwesenden standen unter dem Eindrucke, daß dieser vor unsern Augen und Ohren sich abspielende Vorgang ein geschichtliches Ereignis sei, das früher oder später eine über das bloße Wort hinausreichende Nachwirkung haben müsse. Es war in der That ein unvergeßlicher

Augenblick. Mit einem lauten, einhelligen Amen bekräftigte die Festgemeinde das evangelische Zeugnis unsers Kaisers.

Der Gottesdienst war zu Ende. Programmmäßig folgten wir Ihren Majestäten in die ältere evangelische Muristankapelle neben der Kirche, wo nunmehr die Vertreter der nichtpreußischen evangelischen Kirchengemeinschaften dem Kaiser und der Kaiserin vorgestellt wurden und in kurzen, dem festlichen Tag entsprechenden Ansprachen den Kaiser begrüßten. Für jeden hatte der Kaiser eine gütige Antwort, und jedem überreichte er in einem Etui eine für diesen Tag besonders geprägte bronzene Plakette, die auf der einen Seite das Bild des Kaisers, auf der andern das der Erlöserkirche mit einem Ölzweige zeigte, ein sinniges, schlichtes schönes Zeichen der Erinnerung an den bedeutungsvollen Tag. Die evangelisch-reformierten Landeskirchen der Schweiz hatten eine kunstvoll auf Pergament geschriebne, sinnig geschmückte Adresse gesandt, die ich auf Befehl Seiner Majestät vorlesen mußte. Zum Schluß folgte noch die Verlesung der Weiheurkunde durch den Präsidenten D. Dr. Barkhausen, die gleich nachher von Ihren Majestäten an Ort und Stelle unterzeichnet wurde. Unter dem brausenden Jubel

der Bevölkerung kehrte das Kaiserpaar dann durch die reich geschmückten Straßen Jerusalems zurück in das Zeltlager. Tief bewegt ging ich allein durch das bunte Treiben zurück nach unserm Hotel und versuchte, so gut es gehn wollte, mich unter den reichen Eindrücken des Tages zu sammeln und deren Bedeutung mir zurechtzulegen.

Nachmittags ritten wir nochmals nach Gethsemane, wo der Generalsuperintendent D. Hesekiel aus Posen eine ergreifende Feier hielt. Auch die Grabeskirche wurde noch einmal besucht. Abends war die ganze Pilgerschaft bei Ihren Majestäten zum Thee ins Zeltlager geladen, und unter freundlichem Austausch der Freude über den schönen Tag fand dieser seinen friedlichen und glücklichen Abschluß.

9

Eindrücke

An dem folgenden Morgen, dem 1. November, fanden wir uns zeitig in der Erlöſerkirche zur Feier des heiligen Abendmahls wieder zuſammen. Dann ritten wir noch einmal auf den Ölberg und von dort hinab in das Thal Hinnom, beſuchten Abſalons Grabmal, die Burg Zion und die Königsgräber, ſowie das ſogenannte engliſche Golgatha, einen vor der Stadt liegenden ſchädelförmigen Hügel, der uns im Vergleich mit der Golgathakapelle in der Grabeskirche viel mehr

Wahrscheinlichkeit für sich zu haben schien, das echte Golgatha zu sein, zumal da ziemlich nahe dabei ein alter Begräbnisplatz mit Felsengräbern aufgedeckt ist, der recht wohl der Garten gewesen sein kann, wo das steinerne Grab Josephs von Arimathia lag.

Die Festtage in Jerusalem waren vorüber. Es waren bunte und anstrengende, aber auch reiche und eindrucksvolle Tage gewesen. Sehr begreiflich war es, daß das, was wir in der geschichtlich ohnehin unvergleichlichen, hochgebauten Stadt erlebt hatten, uns innerlich beschäftigte und der Gegenstand zahlreicher interessanter Unterhaltungen war, zumal da das Zusammensein einer so großen Zahl hochgebildeter Männer und Frauen aus den verschiedensten Teilen Deutschlands auf dem geweihten Boden des heiligen Landes ohnehin zu einer Menge von Anknüpfungen und Beobachtungen führte, die sich ungesucht über das Niveau der Alltäglichkeit einigermaßen hinaushoben. Zweierlei Wahrnehmungen haben sich mir dabei besonders eingeprägt.

Einmal die Art und Weise, wie heute unter den gebildeten evangelischen Deutschen, insbesondre unter denen, die auf positivem Boden stehn, religiöse Dinge und Probleme besprochen werden. In

meiner Jugend, vor etwa vierzig Jahren, als unter den Kämpfen gegen den Rationalismus der Glaube an die geoffenbarte religiöse Wahrheit wieder Boden gewann und in den nach einem festen Halt ringenden Herzen wieder tiefere Wurzeln schlug, trug der Verkehr in den christlich gläubigen Kreisen das Gepräge einer stark pietistischen Salbung. Man suchte geflissentlich „zur Zeit und zur Unzeit“ nach einem Anlaß, die eignen subjektiven Erfahrungen andern mit einer gewissen Inbrunst zu bezeugen. Man zergliederte gern christliche Gefühle und Eindrücke und suchte dadurch sich und andre im Glauben zu stärken. Furchtloses Zeugnis ablegen galt als die weitaus vornehmste Aufgabe eines ernsten Christen, und man redete dabei mit geflissentlichen geistlichen Wendungen „die Sprache Kanaans.“ Den positiv gerichteten evangelischen Pastorenkreisen wird eine solche Neigung und eine damit verbundne engherzige Unduldsamkeit auch heute noch vielfach nachgesagt. Sie kommt ja sicherlich auch heute noch vor, und ich selbst hatte es für wahrscheinlich gehalten, daß unsre überwiegend aus Geistlichen, jedenfalls aber überwiegend aus bibelgläubigen Evangelischen bestehende Reisegesellschaft dieses Gepräge einer unter Umständen ge-

ſuchten und künſtlich forcierten geiſtlichen Salbung ſtärker hervortreten laſſen würde, als nötig iſt. Das war ganz und gar nicht der Fall. Auch in den Unterhaltungen unſrer geiſtlichen Mitpilger unter einander — ich habe reichlich Gelegenheit gehabt, dies zu beobachten — trat das Geſpräch über ſubjektive geiſtliche Eindrücke und die Neigung zu ſalbungsreichem Reden über individuelle, religiöſe Empfindungen und Erfahrungen völlig zurück. Es herrſchte vielmehr in dieſer Hinſicht eine wohlthuende, geſunde, keuſche Zurückhaltung, ein freier, weitherziger, den Bedürfniſſen und Formen der gebildeten und innerlich feinen Geſelligkeit entſprechender, ungezwungner Ton. Nicht daß die Einzelnen ihre Stellung zum Bekenntnis und zu den Offenbarungsthatſachen irgendwie zu verhüllen, zu bemänteln oder zu verleugnen beſtrebt geweſen wären. Das furchtloſe Zeugnis von der Wahrheit der erkannten und erfahrnen Heilsthatſachen iſt noch heute und allezeit Pflicht und Aufgabe eines überzeugten Chriſten. Wir ſollen uns des Evangeliums von Chriſto niemals ſchämen. Aber man ſprach über dieſe Dinge auf unſrer Reiſe freimütig, natürlich, menſchlich. Es gab da keine geſuchten Formeln, Worte und Wendungen. Man

vermied es, mit seinen subjektiven Erfahrungen und geistlichen Auffassungen andre zu behelligen. Sie bildeten den innerlichen, selbstverständlichen Hintergrund, über den man nicht viel Worte machte. Das gab den Gesprächen über religiöse Dinge und heilige Wahrheiten das Gepräge feiner und schöner Wahrhaftigkeit und Bescheidenheit. Ich habe mir oft mit tiefer, innerlicher Freude gesagt, daß wir in der evangelischen Kirche in diesem Stück nicht zurückgegangen, sondern vorwärts gekommen sind.

Es mag dazu auch die Lust an der wiedergewonnenen Einheit, Macht und Herrlichkeit unsers deutschen Vaterlands mitgewirkt haben, das Interesse an den politischen Dingen und Weltläufen, das im Vergleich mit der Zeit vor vierzig Jahren heute gewaltig gewachsen ist, sodaß sich kein Gebildeter ihm entziehn kann. Immerhin mag dieses auf weltlichem Gebiete liegende politische Interesse bei dem Einzelnen von seiner gesamten Stellung zu den großen Rätseln des Lebens, also auch von seiner religiösen Weltanschauung beeinflußt sein. Diese Beeinflussung besteht unzweifelhaft; sie giebt auch der Aussprache über politische Dinge Farbe und Ton. Sie ist natürlich und berechtigt, ja unvermeidlich. Aber

der Gesamtgesichtskreis auch unsrer kirchlichen, positiven, geistlich gerichteten Gesellschaftselemente hat sich erweitert, und das Gesamtbildungsniveau dieser Kreise hat sich erhöht. Das ist ein positiver Fortschritt, für den wir nicht dankbar genug sein können. Darin liegen Keime für die Zukunft unsrer Volksentwicklung von unberechenbarer Tragweite. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehn und mit gutem Grunde sagen: Durch die politische und weltliche Entwicklung hat sich auch die theologische Bildung und der gesamte Anschauungskreis unsrer Geistlichen und der mit den evangelisch-kirchlichen Interessen enger verbundnen Kreise nicht bloß erweitert, sondern auch vertieft.

Eine Ahnung von dieser Thatsache, die sich mir mit unabweislicher Klarheit in unserm Reiseverkehr aufgedrängt hat, geht allmählich — wiewohl sehr langsam — auch dem deutschen Liberalismus auf. Es fehlte ja in unsrer Reisegesellschaft auch keineswegs ganz an liberalen und liberalisierenden Männern, so sehr auch die politische Parteifarbe als solche in den Hintergrund trat. Und auch diese Leute konnten sich den von mir angedeuteten Wahrnehmungen nicht entziehn. Sicherlich war die Friedensstimmung unsrer Reise-

gesellschaft kein photographisch genaues Bild der heutigen Zustände in der evangelischen Kirche, oder richtiger den evangelischen Kirchen überhaupt. Dazu waren die festlichen Eindrücke und die gesamten äußern Umstände der Reise von viel zu starkem Einflusse. Allein so gewiß die Schwächen in der äußern Gestaltung und Erscheinung der reformatorischen Kirchengemeinschaften keineswegs überwunden sind, so gewiß die dissoluten, individualistischen und zentrifugalen Strömungen unter uns Evangelischen auch heute noch fortdauern und unsre Gefahr sind, so gewiß der Kampf auf diesem Gebiete nicht nur nicht überwunden ist, sondern fortdauert und noch einmal mächtiger als vielleicht je vorher entbrennen wird, so sicher ist die Thatsache, daß die Einigkeit unter den Evangelischen aller Denominationen, Richtungen und Strömungen wahrnehmbar und mächtig gewachsen und im Wachsen ist. Und das ist in der That ein erfreuliches und hoffnungsreiches Zeichen der Zeit. Wer von den Teilnehmern der Jerusalemreise für solche Dinge offne Augen hatte, konnte sich dieser Wahrnehmung nicht entziehn.

Eine zweite Wahrnehmung schließt sich an diese an. Herzerhebend war die patriotische, be-

geisterte Freude an der Herrlichkeit und Macht unsers wieder geeinten deutschen Vaterlands. Sie durchdrang die ganze Reisegesellschaft, sie strahlte aus aller Augen, sie machte sich Luft in Liedern und Worten, in Gesprächen und Reden. Da war kein Unterschied zwischen Süd- und Norddeutschen, zwischen Schwaben und Sachsen, zwischen Bayern und Preußen oder Hessen, zwischen Offizieren und Zivilisten, zwischen Johanniterrittern, Kaufleuten, Professoren, Geistlichen und Beamten. Jeder vaterländische Ton fand, sobald er angeschlagen wurde, freudigen Wiederhall in offnen Herzen. Und darin war nichts Forciertes und Gemachtes. Es war ein Stück innersten, deutschen Lebens und Wesens, das sich mit überzeugender Ursprünglichkeit und Wahrheit hier geltend machte. Es konnte dabei nicht fehlen, daß auch unsre gesamte deutsche Kolonial- und Handelspolitik mehr oder minder eingehend gesprächsweise erörtert wurde. Dabei war ich betroffen über das auch auf Einzelheiten sich erstreckende Verständnis und Interesse an diesen den hier vertretnen Gesellschaftsschichten zum Teil ziemlich fern liegenden, oft recht verwickelten Fragen. Und wenn auch die Mehrzahl der Geistlichen bei diesen Angelegenheiten die Interessen der evangelischen Mission

und der Ausbreitung des Christentums in den Vordergrund stellte, so waren es doch immerhin teils Fragen der christlichen Kultur, teils solche der Ausdehnung des vaterländischen Machtbereichs, für die sie ein warmes Interesse und zum Teil eine recht weitgehende Information bekundeten. Es ergiebt sich hieraus nach meiner Auffassung, daß auch in den am politischen und parlamentarischen Leben unmittelbar nicht beteiligten gebildeten Kreisen unsers Volks das politische Interesse und Verständnis in sehr erfreulichem Maße gewachsen ist. Begreiflicherweise wurde in diesem Zusammenhange die Frage nicht unerörtert gelassen, welche wirtschaftlichen, politischen und kirchenpolitischen Hoffnungen man für Palästina, Syrien und Kleinasien wohl an die Kaiserreise knüpfen dürfe, ob es denkbar und wahrscheinlich sei, daß das Deutsche Reich auch hier an der Küste des Mittelmeers festen Fuß fassen und die orientalische Bevölkerung, die auf uns durchweg den Eindruck eines unerfreulichen, gedrückten, wenig zuverlässigen, zurückgebliebnen Zustands gemacht hatte, zu bessern Verhältnissen erziehn werde. Die Optimisten beriefen sich auf den blühenden Zustand der schon jetzt vorhandnen verhältnismäßig kleinen und wenig kapitalkräftigen deutschen Ko-

lonien und ergingen sich in Zukunftsträumen, was deutsche Arbeit, deutsches Kapital, deutsche Zucht und deutsche Kultur hier leisten könnten. Von der andern Seite wurde mit großer Nüchternheit Wasser in diesen Zukunftswein gegossen und darauf hingewiesen, wie vorsichtig unser Kaiser in dieser Beziehung alles vermieden habe, was übertriebnen politischen Hoffnungen oder auch dem Mißtrauen andrer Nationen zum Anhalt hätte dienen können.

Die auswärtige Politik des Deutschen Reichs bewegt sich auch heute noch — Gott sei Dank — auf den von dem Fürsten Bismarck vorgezeichneten Bahnen. Sie ist, namentlich in der orientalischen Frage, ausgesprochen Friedenspolitik. Unser Ansehen und unser Einfluß in der Weltpolitik sind in einem selbst kühne Hoffnungen überflügelnden Umfange gewachsen und steigern sich fortdauernd noch immer. Es liegt sehr nahe, sich zu fragen, was Fürst Bismarck heute zu der Stellung, die wir in der großen Politik einnehmen, sagen würde, und ich zweifle nicht, daß er im großen und ganzen die bedeutenden Erfolge, die noch immer wesentlich auf sein Konto kommen, mit freudiger Genugthuung begrüßen würde. Aber ebenso unzweifelhaft würde er dem

Gedanken, am Mittelmeer ähnlich wie etwa in China durch Landerwerb feste Stützpunkte für die Entfaltung materieller Machtmittel in Kleinasien, Syrien und Palästina zu schaffen, äußerst kühl und zurückhaltend gegenüberstehn. Wenn deutscher Gewerbfleiß, deutsche Betriebsamkeit und deutsche Arbeit in diesen Gebieten Raum gewinnen und sie im friedlichen Wettbewerb der deutschen Kultur mehr als bisher erschließen, so ist das mit Freuden zu begrüßen, und unsre mit Notwendigkeit sich weiter entwickelnde Macht zur See, unser politisches Ansehen und unser Einfluß wird diese Bestrebungen und ihre Erfolge allezeit mit schützenden Flügeln decken und ihnen auch ohne unmittelbare Ländererwerbungen im westlichen Asien förderlich sein. Darüber hinaus aber wird die nüchterne deutsche Politik schwerlich auf Unternehmungen ausgehn, die uns bei dem derzeitigen status quo in unabsehbare Gefahren abenteuerlicher Art verstricken müßten. Daß gegenüber einem maßlosen patriotischen Enthusiasmus diese Nüchternheit ernsthafter Politik auch von unserm Kaiser mit klarem Bewußtsein vertreten wird, ergiebt sich auch aus der oben mitgeteilten Ansprache des Kaisers an die in Bethlehem um ihn versammelten Geistlichen.

Zu erwähnen ist noch, daß der Kaiser bei aller Entschiedenheit seines evangelischen Bekenntnisses auch seine katholischen Unterthanen nicht vergessen hatte. Er hatte auf dem im Südosten der Stadt hoch über dem Hinnomthale liegenden, gewöhnlich — wenn auch mit Unrecht — als Berg oder Burg Zion bezeichneten Hügel für eine hohe Kaufsumme das „Sterbeplatz der Maria“ (dormition) genannte Gelände, das bis dahin unveräußerliches Moscheegut (Wakuf) gewesen war, nach Überwindung großer Schwierigkeiten erworben und dieses von der katholischen Kirche besonders hochgehaltne Heiligtum zu einer Schenkung an den deutschen katholischen Palästinaverein vom heiligen Grabe bestimmt. Am Nachmittage des 31. Oktober nahm der Kaiser in Gegenwart des katholischen Patriarchen von Jerusalem in feierlicher Weise von dem Grundstück Besitz und überwies es sodann dem Palästinaverein. Ein weitherziger, ritterlicher Akt, der den deutschen Katholiken und der ganzen katholischen Kirche von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Auch die Errichtung eines christlich-archäologischen Instituts zur Pflege der christlichen Altertumswissenschaft in Jerusalem wurde vom Kaiser

an dieſem Tage genehmigt, und auch damit wird eine neue Stätte chriſtlicher Kulturarbeit in Jeruſalem geſchaffen werden, die für die Altertumsforſchung von großem Segen werden kann.

10

Galiläa

Mittwoch, den 2. November morgens verließen wir Jeruſalem und fuhren mit der Eiſenbahn nach Jaffa zurück. Dort ſollte die feierliche Grundſteinlegung der neu zu erbauenden evangeliſchen Kirche und Schule ſtattfinden. Nach einer trefflichen Weiherede des Oberkonſiſtorialrats D. von Braun aus Stuttgart thaten wir die üblichen Hammerſchläge und wurden dann durch die berüchtigten Klippen hindurch in Booten wieder an Bord der Mitternachtſonne gebracht. Nach fünfſtündiger

ſchöner Fahrt kamen wir — nach Eintritt der Dunkelheit — in Haifa an. Hier blieben die Mitreiſenden, die nach Beirut und Damaskus zu gehn vorzogen, auf dem Schiff zurück, während wir andern — achtzig an der Zahl — gelandet wurden, um von Haifa aus die Reiſe nach Nazareth, Tiberias und dem See Genezareth anzutreten Die Reiſegeſellſchaft teilte ſich alſo in zwei große Gruppen, Damaszener und Nazarener oder Galiläer. Auf der Landungsbrücke in Haifa wurden wir Galiläer von den Vertretern der deutſchen Kolonie und der evangeliſchen Gemeinde mit einer gewiſſen Feierlichkeit empfangen; es wurden uns dort von niedlichen deutſchen Kindern Blumenſträuße überreicht, dann aber wurden wir in unſre Quartiere geleitet. Ich kam mit dem Vorſitzenden des Jeruſalemvereins, Grafen Zieten-Schwerin, deſſen Sohne, dem Generalſuperintendenten V., deſſen Neffen, dem Landesrat V. aus Berlin, und dem Geheimen Oberregierungsrat St. in das evangeliſche Pfarrhaus, wo wir von dem noch jungen Paſtor Bauermeiſter und deſſen Frau, einer Nichte des bekannten, verewigten Paſtors Müllenſiefen, mit herzerquickender, gaſtlicher Freundlichkeit aufgenommen wurden. Wir ſchliefen denn auch ungeachtet der ſehr heißen Nacht vortrefflich, mußten

aber früh aufſtehn, da ſchon früh ſechs Uhr die Wagen zur Abfahrt nach Nazareth bereitſtanden. Unten am Hafen ſammelte ſich die Reiſegeſellſchaft. Die Mitternachtſonne mit den Damaszenern war ſchon längſt nach Beirut abgedampft, und der herrliche Morgen ließ uns erſt jetzt die bezaubernde Lage von Haifa am Fuße des Karmel und am Saume der Bucht von Akka (das bibliſche Akko, bekannt durch den Kreuzzug des Königs Richard Löwenherz und als St. Jean d'Acre durch Napoleon I.) recht erkennen.

Unſre Wagen ſammelten ſich vor einem paradieſiſch gelegnen Palmenwäldchen nördlich vor Haifa, und wir ſahen von dort aus den entzückendſten Aufgang der aus dem Meere auftauchenden Sonne. Vor uns lag das blaue Meer, uns zur Seite nach Oſten zu erhoben ſich die maleriſchen Abhänge des etwa fünf Stunden langen Karmel in zauberhaft ſchöner Morgenbeleuchtung, rechts auf dem Gipfel nach Süden zu lag das Kloſter mit dem Turm und das deutſche Hotel und Sanatorium, links nach Norden zu die Opferſtätte, wo nach der altteſtamentlichen Erzählung auf das Gebet des Elias das Feuer vom Himmel herabgefallen war und das Brandopfer des Elias angezündet und verzehrt hatte (1. Könige 18, 38).

Es war eine Luſt, in den leuchtenden, goldnen Morgen hineinzufahren. Die große Straße nach Damaskus zu, in die wir zuerſt einbogen, war zwar — offenbar im Hinblick auf die Möglichkeit, daß ſie etwa von den kaiſerlichen Herrſchaften paſſiert werden könnte — einigermaßen in Stand geſetzt, auch hie und da friſch beſchottert, aber ihr Zuſtand war gleichwohl bejammernswert. Der neu aufgebrachte Steinſchlag war viel zu grob, die Grabenböſchungen waren zum Teil zerfahren und zertreten, die Waſſerdurchläſſe und Brücken zur Hälfte oder doch zum Teil eingefallen, und auf langen Strecken fuhr es ſich neben der großen Straße weit glatter und bequemer als auf ihr. Einer unſrer Wagen warf denn auch glücklich beim Paſſieren des Chauſſeegrabens um, und das Vertrauen auf die ziemlich zerlumpt, ſchmuddlig und verwegen ausſehenden arabiſchen Kutſcher, die kein Wort deutſch oder franzöſiſch verſtanden, und auf die magern, verhungerten Pferde war von vornherein nicht groß, da alles gute Pferde- und Wagenmaterial von Cook, dem Reiſeunternehmer des Kaiſers, für deſſen Gefolge nach Jeruſalem angemietet worden war. Indeſſen unſre Stimmung war friſch und wurde durch den ſchönen Morgen und die ſonnenbeglänzte Karmellandſchaft gehoben.

Es begegneten uns endlose Kamelkarawanen, die von Damaskus herabkamen, in drei Stunden weit über tausend Kamele, die Eselein der Führer und ihrer Frauen und Kinder ungerechnet, ein Bild des Lebens, wie einer der Generalsuperintendenten später mit Humor bemerkte, denn auch draußen in der Welt, selbst in der Heimat, pflegt ein Esel vorauszugehn, und viele, viele Kamele pflegen ihm zu folgen.

Etwa nach drei Stunden kamen wir an den Bach Kison, etwa an der Stelle, wo Elias die Baalspriester tötete. Dann bogen wir von der großen Straße nach Westen zu ab, fuhren einen Hügel hinan und kamen dort in einen umfangreichen Hain von Oliven, Steineichen und Johannisbrotbäumen, in deren Schatten wir das von Haifa mitgenommne Frühstück heiter verzehrten. Links und rechts zur Seite dehnte sich die Ebene Saron aus. Wir passierten ein großes arabisches Landgut mit wohl beackerten, aber ganz baumlosen Feldern und zahlreichen, recht dürftig aussehenden Arbeiterwohnungen. An einer Zisterne auf freiem Felde wurden die müden Pferde getränkt, dann ging es auf staubigem Feldwege steil bergan auf Nazareth zu, das wir gegen zwölf Uhr anmutig unter uns im Thale liegen sahen. Es hat jetzt

etwa 11000 Einwohner gerade wie Bethlehem und macht wie dieſes den Eindruck des Aufblühens und einer gewiſſen Wohlhabenheit. Merkwürdig, daß ſich gerade dieſe beiden zur Zeit Jeſu verachteten Städte jetzt gedeihlich zu entwickeln ſcheinen. In Nazareth wohnen jetzt überwiegend Chriſten, aber auch Araber und Juden. In dem deutſchen Hotel Heſſelbarth aßen wir recht gut zu Mittag, mußten uns aber beeilen, wieder in die Wagen zu kommen, da wir die Hälfte des Weges noch vor uns hatten.

Jenſeit Nazareths ging es wieder bergan. Dann kamen wir nach dem großen Dorfe Kefr Kenna, der Tradition nach das alte Kana in Galiläa, wo der Heiland ſein erſtes Wunder vollbrachte, die Verwandlung des Waſſers in Wein bei der Hochzeit. Charakteriſtiſch ſind hier die koloſſalen, zum Teil haushohen Kaktushecken in den Dorfſtraßen. Auf einem Platze in der Mitte des Dorfes wurde gehalten und ausgeſtiegen, und von einer großen Schar nach Bakſchiſch ſchreiender Kinder umgeben, gingen wir etwa fünfzig Schritte zwiſchen rieſigen Kaktuswänden nach der natürlichen, ſauber in Stein gefaßten Quelle, aus der das Waſſer entnommen ſein ſoll, das in den ſechs ſteinernen Krügen

(Joh. 2, 6) in Wein verwandelt wurde. Mädchen und Frauen umſtanden, thönerne Waſſerkrüge auf Köpfen tragend, maleriſch die Quelle, deren klares Waſſer prächtig ſchmeckte und uns bei der glühenden Hitze und dem unerhörten galiläiſchen Staube zu großer Erquickung diente. Bald ging es weiter, immer bergan. Die Pferde waren todmüde, wir fuhren an dem „Berge der Speiſung“ vorbei; rechts ſahen wir noch in ziemlicher Entfernung am hellen Abendhimmel die charakteriſtiſche Silhouette des Tabor ſich abzeichnen, dem einige jüngere Herren unſrer Geſellſchaft zu Pferde zuſteuerten, um oben zu übernachten. Dann ſank die Sonne, und mit unheimlicher Schnelligkeit wurde es ſtockfinſtre Nacht. Von Tiberias noch immer keine Spur. Die Fahrt wurde allgemach recht unbehaglich. Es wurde beratſchlagt, ob wir ausſteigen und zu Fuß gehn ſollten. Der Dragoman des Herrn Stangen riet indeſſen zum Sitzenbleiben, und ſo ging es wieder weiter langſam vorwärts. Plötzlich ſahen wir tief unter uns Lichter und Waſſer. Das mußten Tiberias und der See Genezareth ſein. Der Weg neigte ſich, und langſam ging es durch die Dunkelheit in anſcheinend ziemlich kurzen Windungen bergab. Es war eine ängſtliche Fahrt, das Gehn er-

ſchien mir mit Rückſicht auf die unheimliche Dunkelheit mindeſtens ebenſo gefährlich wie das Fahren, da die Höhe, auf der wir über den Lichtern von Tiberias fuhren, ſehr beträchtlich war, und der Abhang nach unſrer Empfindung faſt ſenkrecht abzufallen ſchien. Meine Beſorgnis richtete ſich namentlich auf die Damen, die mit uns fuhren, insbeſondre auf die meiner Obhut anbefohlne Frau von L., deren Gemahl mit nach Damaskus gegangen war. Plötzlich vor uns ein Krach, lautes Geſchrei der Kutſcher, allgemeines Halten; der vor uns fahrende Wagen war umgeworfen; doch ſtanden die Pferde auf dem Wege. Zum Glück ergab ſich, daß die Damen, die in dem umgeſtürzten Wagen geſeſſen hatten, kurz vorher ausgeſtiegen waren, um zu Fuß den Berg hinunter zu gehn. Der Wagen wurde wieder aufgerichtet, das hinausgeſchleuderte Gepäck zuſammengeſucht, wir ſtiegen in unſer Gefährt, und wieder ſetzte ſich der Wagenzug in langſame, Schritt vor Schritt abwärts tappende Bewegung. Endlich, endlich, nach einer langen halben Stunde kamen uns Leute mit Laternen entgegen — unſre Kutſcher hatten zwar zum Teil Laternen an den Wagen, aber kein einziger hatte ein Licht darin —, wir fuhren

durch einen massiven Thorbogen und hielten etwa um $^1/_2$ 9 Uhr abends vor dem Hotel Tiberias. Gott sei Dank, es war niemand zu Schaden gekommen. Ich war mit einigen Mitpilgern im Hotel untergebracht, während der größere Teil der Reisegesellschaft in einem ganz nahe dabei liegenden Kloster logierte. Genug, wir waren am Ziel. Ich erhielt im Hotel ein Zimmer für mich allein, freilich unten im Kellergeschoß mit einer Temperatur von 32 Grad Reaumur. Allein ich fand ein saubres Bett und Waschwasser, soviel ich brauchte. Wir aßen zusammen mit dem Bruder des Konsuls Keller aus Haifa, einem strengen Temperenzler, dann ging ich müde in meine unterirdische Klause und schlief ungeachtet der drückenden Luft, 200 Meter unter dem Meeresspiegel, ganz leidlich.

In der Frühe des nächsten Tages, am 3. November, gingen wir in erquickender Morgenfrische über den vor dem Hotel liegenden Platz hinüber an das Ufer des Sees. Ein strahlendes Bild von zauberischer landschaftlicher Schönheit lag vor uns. Schräg gegenüber im Nordwesten jenseit des Sees leuchtete uns der zum Teil bewaldete große Hermon mit seinen zackigen Gipfelkonturen entgegen, links davon in dem grün schim-

mernden, hügeligen Gelände am Nordrande des Sees die Überreste von Kapernaum, Bethsaida, Magdala. Uns gerade gegenüber lagen die ziemlich schroff in den See abfallenden Berge des einstigen Landes der Gadarener und Gergesener. Der See ist 12 Kilometer breit und 29 Kilometer lang, zeigt also eine sehr stattliche Wasserfläche, die mit ihren Umgebungen ein wenig an die oberitalienischen Seen, namentlich an den Lago maggiore, erinnert. Fischer, die von ihrem nächtlichen Fange zurückgekehrt waren, saßen am diesseitigen Ufer und wuschen ihre Netze, ein Bild aus dem Evangelium. Unsre Reisegesellschaft, die sich allmählich vollzählig versammelt hatte, stieg in Fischerboote, die am Ufer lagen, es mochten ihrer etwa acht oder zehn sein, dann stießen wir ab und ruderten ein wenig in den See hinaus. Dort sammelten sich die Boote um eins, das in der Mitte lag, und in dem Generalsuperintendent Nebe neben dem Mast auf der Bank stand. Er hielt eine ergreifende, kurze Andacht über den Text Matth. 14, 22 ff. von dem Wandeln des Heilands auf dem See. Wir sangen „Jesu, geh voran“ und nachher den ersten Vers von „Halleluja, schöner Morgen“, schöner, als man denken kann. Es war eine unvergeßlich schöne Stunde.

Dann ruderten wir längs der am Berge maleriſch hingeſtreckten Stadt Tiberias ſüdwärts eine halbe Stunde bis zu den Thermen des Herodes, einer heißen Quelle, über die ein großes gemeinſames Badehaus gebaut iſt. Die Quelle hat eine Temperatur von 40 Grad Reaumur und gilt als beſonders heilkräftig, die Räume aber, in denen ſich die Badegäſte, Araber und Juden, Männer und Weiber aufhielten, waren dürftig, ſchmutzig und wenig anmutend. Dann kehrten wir nach Tiberias zurück, frühſtückten dort und fuhren um elf Uhr auf dem Wege nach Nazareth ab. Jetzt, bei Tage, als wir die ziemlich hohe Berglehne in Serpentinen hinauffuhren, überzeugten wir uns, daß der Weg zwar ſteil, aber gut war, und daß unſre Beſorgniſſe am Abend vorher mehr auf Rechnung der Dunkelheit als der Straße zu ſetzen waren. Wir hatten herrliche Rückblicke auf den See Genezareth und deſſen Ufer, deren Linien bei der klaren, durchſichtigen Luft ſich mit beſondrer Schönheit abzeichneten. Am Berge der Speiſung ſahen wir ein paar flüchtige Gazellen. Von Schakalen und anderm wilden Getier habe ich nichts wahrgenommen. Um vier Uhr nachmittags kamen wir nach Kana mit ſeinen hohen Kaktushecken,

und nach einem frischen Trunke aus der Hochzeitsquelle ging es weiter nach Nazareth, das wir in der Dämmerung erreichten. Im Hotel Hesselbarth übernachteten wir vortrefflich.

In der Morgenfrühe des Freitags, am 4. November, gingen wir in das Städtchen und wurden zunächst von einem Franziskanerpater an die Stelle geführt, wo die Zimmermannswerkstatt des heiligen Joseph gestanden haben soll. Sie bot nichts Bemerkenswertes. Von da kamen wir an die Marienquelle, einen in Mauerwerk gefaßten Brunnen, aus dem nach der Tradition die Mutter des Herrn ihr Wasser zum täglichen Bedarf geholt haben soll. Die Quelle hat dasselbe reine, frische wohlschmeckende Wasser wie die Hochzeitsquelle in Kana. Beide Brunnen sollen nach dem Glauben der Bevölkerung unterirdisch zusammenhängen und ihr Wasser aus ein und derselben Quelle erhalten. Das ist bei dem schlottenhaften Kalkgebirge, aus dem das Wasser entspringt, sehr wohl möglich. Hinter der Marienkirche zeigte man uns die Kirche der Verkündigung. Sie ist dreischiffig, macht einen guten Eindruck und gehört den Lateinern. Als wir eintraten, wurde gerade eine Schulmesse gehalten. Sechzig bis achtzig anscheinend arabische Kinder saßen

mit untergeſchlagnen Beinen in regelmäßigen Reihen auf den Flieſen des Fußbodens und ſangen die lateiniſchen Reſponſorien, alles ſehr wohl geordnet, die Kinder geſittet und mit andächtiger Aufmerkſamkeit dem zelebrierenden Prieſter folgend, ein beſondrer und — ich kann nur ſagen — wohlthuender Anblick. Am Altar der Verkündigung ſtand in goldnen Lettern der Spruch: Hic verbum caro factum est, hier ward das Wort Fleiſch, ſehr ſinnig und erbaulich, ſofern die Stelle echt iſt. Hier ſoll — getrennt von der Werkſtatt — das Wohnhaus von Joſeph und Maria geſtanden haben. Merkwürdig auch hier, daß ungeachtet der ſtarken Zweifel über die Identität des Orts doch der Gedankenkreis, der ſich unwillkürlich an die Tradition anknüpft, etwas herzbewegendes, ich möchte faſt ſagen beſtrickendes hat. Der Ort iſt eben nicht das entſcheidende; aber es iſt nützlich, gerade an dieſen heiligen Orten der Tradition nüchtern und wachſam zu bleiben und ſich vor Sentimentalität und mißgläubiger Unklarheit zu hüten. Vor Nazareth hatten wir auch diesmal wieder den ſchön geformten Berg Tabor geſehen, auf dem eine kleine Zahl unſrer berittnen Mitpilger in voriger Nacht bei den dortigen lateiniſchen

Mönchen eine ungemein herzliche Gastlichkeit genossen hatte.

In glühender Sonnenhitze und unter schrecklichem Staube fuhren wir am 5. November von Nazareth auf demselben Wege zurück, den wir tags zuvor gekommen waren. Wir rasteten und frühstückten wieder in dem Eichenhaine, der uns auf der Hinfahrt so wohl gefallen hatte. Hain Mamre nannten ihn mit bewußtem Verstoß gegen die heilige Geographie unsre Gefährten. Ich hatte kalten Thee bei mir, der mir den brennenden Durst wunderbar gut löschte. Gegen Mittag fuhren wir glücklich in Haifa ein, wo wir bei unsern jungen Pastorsleuten wieder die freundlichste Aufnahme fanden. Nach Tisch fuhren wir mit ihnen auf den Berg Karmel unmittelbar oberhalb der Stadt. Die Aussicht von hier oben (Luftkurhaus und Hotel Proß) ist unvergleichlich schön. Über das Frauenkloster und die wohlhäbige deutsche Kolonie mit ihren Orangen-, Frucht- und Weingärten hinweg richtet sich der Blick auf die blaue Bucht und das gegenüberliegende Akka. Man kann sich hier gar nicht satt sehen. Wir wurden von dem deutschen Konsul Keller, der mit seiner ganzen Familie hier oben die Honneurs machte, nach deutscher Art

mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Dabei hielt er, ein augenſcheinlich kluger, gewandter und recht wohlhabend gewordner Mann, einen geſchickten Vortrag, worin er die Entwicklung der deutſchen Kolonie darlegte und hervorhob, wie es ihm mit Gottes Hilfe und den von einer hier ſtändig in ihrer Villa wohnenden Frau von Bannwart aus Magdeburg in höchſt liberaler Weiſe zur Verfügung geſtellten Mitteln gelungen ſei, unter Überwindung großer Schwierigkeiten das Gelände, auf dem das Luftkurhaus ſteht, hier auf dem Karmel für die deutſche Kolonie zu erwerben. Präſident Barkhauſen erwiderte dem Konſul namens der Reiſegeſellſchaft und brachte ein Hoch auf ihn aus. Dann fuhren wir auf einer von dem Konſul auf Koſten der Frau von Bannwart erbauten neuen prächtigen Straße nach Haifa zurück, einem ganz entzückenden Wege mit dem Blick auf die Bucht und das offne Meer. Die Sonne war eben untergegangen, und der weſtliche Himmel leuchtete in allen Abſtufungen goldnen Lichts.

Um acht Uhr abends fand auf Veranſtaltung des Konſuls Keller im Tempel der Templergemeinde eine Verſammlung der deutſchen Kolonie ſtatt, zu der wir eingeladen waren. Der

Tempel war ein völlig schmuckloser, weiß getünchter Saal ohne Kanzel und Altar. Nur eine Art Rednertribüne stand an der einen Schmalseite. Nach dem Präsidenten Barkhausen mußte ich wohl oder übel das Wort ergreifen. Ich knüpfte an ein Wort des Konsuls Keller an, das dieser mit Rücksicht auf den Erwerb des Karmelterrains der deutschen Kolonie unermüdlich zugerufen hatte: „Wir müssen hinauf" und wandte es an auf den Ernst unsers Lebens und unser ewiges Ziel. Sehr schön sprachen Oberkonsistorialrat von Braun und Prälat S. aus Stuttgart und in ausgeprägt schwäbischer Mundart Graf Ü. Dann saßen wir noch vor einem deutschen Bierhause im Freien, wo der Chor der Kolonie deutsche Volkslieder sang. Es saß sich dort in der lauen Sommernacht sehr traulich, heimatlich und vergnüglich.

Anderntags, Sonntag, den 6. November, gingen wir zum Gottesdienste hinab in die im Erdgeschosse des Pfarrhauses liegende freundliche evangelische Kapelle. Es war Reformationsfest. Pastor Bauermeister predigte einfach, lebendig und erbaulich über das Gebet und Opfer des Propheten Elias auf dem Karmel. Inzwischen war unsre Mitternachtsonne mit den von Damaskus zurück-

kehrenden Mitpilgern draußen vor Haifa angekommen und hatte dieſe gelandet. Zu unſrer großen Betrübnis fehlte einer von ihnen, der Geheime Obermedizinalrat Dr. Sch. Er hatte unterwegs das Unglück gehabt, den Unterſchenkel zu brechen, und lag im Johanniterhoſpital in Beirut. Der Oberpräſident Studt aus Münſter kam zu mir in die Pfarre, um mir auf den beſondern Wunſch des Verunglückten über den Unfall Bericht zu erſtatten. Nach ſeiner authentiſchen Darſtellung hatte der Eiſenbahnzug mit unſern Mitpilgern auf der Hinfahrt von Beirut nach Damaskus plötzlich auf der Strecke gehalten, weil an einem Wagen eine Achſe in Brand geraten war. Nachdem dieſer Wagen ausrangiert und beſeitigt worden war, ſeien die Reiſenden ſämtlich wieder eingeſtiegen. Unmittelbar darauf ſei der Ruf: „Alles ausſteigen, ſchnell!“ aufs neue ertönt, weil angeblich ein Zuſammenſtoß mit einem andern Zuge drohe. Das habe denn, zumal bei der herrſchenden abendlichen Dunkelheit, eine förmliche Panik herbeigeführt; alles ſei Hals über Kopf aus dem Zuge geklettert, und es habe ſich in der That ergeben, daß unmittelbar hinter dem Stangenſchen Extrazuge ein zweiter Zug hergefahren ſei, der, kaum fünfzehn Schritt

von dem ersten entfernt, zum Glück noch zum Halten gebracht worden sei. Bei dem entstandnen Lärm sei Dr. Sch. durch das Coupéfenster geklettert und von diesem bei stockfinstrer Nacht aufs Geratewohl abgesprungen. Dabei sei er auf die Schienen gefallen und habe einen doppelten Unterschenkelbruch davongetragen. Er habe übrigens sofort Hilfe gefunden, sei notdürftig verbunden worden und anderntags wieder nach Beirut mitgenommen worden, wo er im Johanniterhospital von Kaiserswerther Schwestern sehr gut verpflegt und von deutschen Ärzten behandelt werde. Er mache sich Sorge um seine amtlichen Arbeiten und seine Vertretung zu Hause im Ministerium, für die er mir durch Exzellenz Studt Vorschläge machte. Ich konnte darauf selbstverständlich von Haifa aus nicht eingehn, sondern mußte es meinem Vertreter, dem Unterstaatssekretär, überlassen, von Berlin aus die geeigneten Dispositionen zu treffen. Ich setzte mich aber sogleich hin und schrieb an den Geheimrat Dr. Sch. ein paar Zeilen nach Beirut, um ihn zu beruhigen.

Oben auf dem Karmel hatte inzwischen ein Gottesdienst stattgefunden, bei dem Generalsuperintendent D. Faber die Predigt gehalten hatte.

Natürlich hatte ich nicht teil nehmen können. Wir aßen noch im Pfarrhause zu Mittag, dann kam der Wagen, der uns zur Einschiffung an den Strand bringen sollte. Der Abschied von den jungen Pfarrersleuten, die uns so gastlich und freundlich aufgenommen hatten, wurde uns schwer und bewegte die Herzen. Wer hätte damals geahnt, daß wenige Wochen später Pastor Bauermeister, damals ein Bild frischer Gesundheit und Kraft, plötzlich abgerufen werden würde, und daß seine junge Witwe noch im Laufe des Winters mich auf der Heimreise zu ihren Eltern in Berlin aufsuchen würde?

11

Heimwärts. Athen

An der für den Kaiſer vor Haifa neugebauten Landungsbrücke ſtiegen wir in Ruderboote, die uns zum Schiff führten. Im Ruderboot brachten wir der deutſchen Kolonie Haifa noch ein dankbares Hoch, dann ſtießen wir ab. Wir hatten das heilige Land verlaſſen. Nachmittags zwei Uhr war die Einbootung vollendet, das Schiff durchſchnitt die blaue Bucht, immer weiter blieben der Karmel und die Küſte Paläſtinas zurück, dann verſchwanden ſie ganz. Wir

waren auf dem Rückwege zur Heimat. Asien lag hinter uns. Herz und Antlitz waren wieder nach Europa gerichtet.

Die Mahlzeit auf dem Schiff am Abend dieses Sonntags war die mangelhafteste auf der ganzen Reise. Die Suppe erinnerte an Spülwasser, und die Bratgänse hatten den übeln Geruch zu alt gewordnen Wildbrets. Herr Stangen war in großer Verlegenheit. Und doch war er ohne Schuld. Denn in Beirut war frisches Fleisch bei der Menge der dort zusammengeströmten Fremden nicht für Geld zu bekommen gewesen. Unsre Reisegesellschaft ließ sich denn auch, da wir es bisher so gut gehabt hatten, die Stimmung nicht verderben. Wir hatten es durchgesetzt, daß wir auf Athen zu fuhren, und der mit uns reisende Erbauer der Erlöserkirche, Geheimer Oberbaurat Adler aus Berlin, ein gelehrter und feinsinniger Kenner antiker und moderner Kunst, hielt uns auf dem Deck unsers Schiffs einen überaus dankenswerten, orientierenden Vortrag über altgriechische Kunst und Kultur, die schönste Vorbereitung, die wir uns für den in Athen zuzubringenden Tag wünschen konnten. Geheimrat Adler ist der Schwiegervater des Professors Dr. Dörpfeld, des Direktors unsers

Archäologischen Instituts in Athen. Natürlich war Professor Dörpfeld von unserm Kommen benachrichtigt worden.

Montag, den 7. November, hatten wir in der Morgenfrühe nach dem Bade vom Schiff aus den Anblick eines herrlichen Sonnenaufgangs. Wir waren auf der Höhe der Insel Cypern, sahen sie aber nicht. Desto reicher flossen während der schönen, sanften Fahrt die Erinnerungen an die Reise des Apostels Paulus und an die spätere venetianische Herrschaft auf Cypern. Nachträglich hatte sich bei mir und vielen Mitreisenden ein recht lästiger Katarrh eingestellt; aber so unwillkommen er war, so störte er doch weder unsern Humor noch die Freude an der herrlichen Seefahrt. Hochinteressant war für mich eine Unterhaltung mit einer Anzahl von Generalsuperintendenten über die neuerdings in kirchlichen Kreisen brennend gewordnen Fragen der Evangelisation, der Pflege der Gemeinschaften und der Zulassung freier, von der organisierten Kirche unabhängiger Evangelisten, seien es Laien, seien es Theologen, sowie der dabei zu Tage tretenden Gefahren. Ich fand hierbei maßvolle und besonnene Anerkennung der vielfach hervortretenden Unzulänglichkeit der kirchlich amtlichen Wirksam-

keit, Verständnis für eine verständig geleitete, außeramtliche Evangelisationsthätigkeit, wenn auch keine volle Übereinstimmung über die unentbehrlichen Kautelen. Immerhin war die Besprechung für mich nicht ohne praktischen Gewinn.

Abends hielt Generalsuperintendent Nebe im großen Speisesaal einen frischen Vortrag für die Damaszener über unsre Erlebnisse in Galiläa. Es war ein schöner, befriedigend abschließender Tag. Die folgende Nacht war heiß und infolgedessen der Schlaf recht mangelhaft. Desto schöner stieg der junge Tag aus dem Meere auf. Als ich zum Baden hinunterging, hatten wir auf Backbordseite die Inseln Kasos (Cassо) und Karpathos (Scarpanto) und links das vielumstrittne Kreta mit seinen hohen, zerklüfteten Küsten und Bergen. Der Sonnenaufgang war prachtvoll; das Wetter blieb andauernd schön, die Luft wurde aber frischer, sodaß mir der leichte Sommeranzug zu kühl wurde. Generalsuperintendent D. Kaftan aus Kiel hielt eine in die Tiefe gehende, ergreifende Morgenandacht. Pastor D. Menzel aus Richmond in Virginien, Vertreter der nordamerikanischen evangelischen (unierten) Synode, übergab mir zum Andenken einen englisch geschriebnen Vortrag über Melanchthon. Die Fahrt

durch die Inseln auf den Golf von Ägina zu bot reiche Abwechslung und Stoff genug zu politischer und geschichtlicher Erörterung. Hier kam es uns recht zum Bewußtsein, was wir an unsrer humanistischen Vorbildung haben. Und daß diese auch für den Techniker, zumal den geschichtlich durchgebildeten Architekten von unschätzbarem Werte ist, hatte uns der schöne Adlersche Vortrag mit überzeugender Klarheit vor Augen geführt. Einzelne unsrer Techniker sind in diesem Punkte geradezu blind. Sie merken es nicht einmal, daß ihr Geschrei gegen unsre humanistische Bildung in der ganzen gebildeten Welt als eine capitis deminutio der Technik und der Techniker aufgefaßt wird und wirkt. Durch nichts schaden manche Techniker ihrer Sache und dem Ansehen ihres großen und schönen Berufs mehr, als durch solche banausischen Maßlosigkeiten.

Mittwoch, den 9. November, früh sechs Uhr waren wir schon ziemlich dicht vor der Einfahrt in den Piräus. Links lagen die Inseln Ägina und Salamis, rechts breitete sich die Küste von Attika mit dem Hymettos und weiterhin dem Pentelikongebirge aus. Die begeisterten Erinnerungen aus der Jugend- und Schulzeit wurden hier wach.

Bald fuhren wir in die schmale Einfahrt des Piräus hinein. Eine Menge großer und kleiner Fahrzeuge, Kriegsschiffe, Dampfer und Segler lagen hier vor Anker. Schon zeigten sich die Umrisse der Akropolis mit dem Parthenon, dahinter der Lykabettos. Professor Dörpfeld kam mittels Boots auf unser Schiff und begrüßte seine Schwiegereltern und mich. Um acht Uhr wurden wir ausgebootet und fanden am Lande vortreffliche Wagen bereitstehend. Mit Geheimrat Adler, Geheimrat St. und Professor Dörpfeld fuhr ich am Hafen entlang, an den Seebädern vorüber auf einem etwas weniger staubigen Wege in dreiviertel Stunden nach Athen hinein mit dem frohen Gefühle, daß mir damit wieder einmal ein seit meiner Jugend mit heißem Sehnen gehegter Wunsch erfüllt wurde. Die Stadt hat 100000 Einwohner und macht jetzt ganz den Eindruck einer modernen, europäischen Großstadt. Abgesehen von einigen stilvollen großen öffentlichen Gebäuden, unter denen das Große Museum obenan steht, sieht man fast nur moderne, nichtssagende Häuser. Auch die Menschen in den Straßen tragen durchweg moderne Kleidung. Nur ganz vereinzelt begegneten wir Leuten in griechischer Nationaltracht. Das königliche Schloß

an einem geräumigen Platze ziemlich inmitten der Stadt ist groß und hat einen hübschen, grünen Park zur Seite, aber von hervorragender architektonischer Bedeutung erschien es uns, obwohl von dem Münchner Gärtner erbaut, nicht.

Wir fuhren zunächst direkt zum Hadriansbogen und dem Olympieion, d. h. den Überresten des ehemals herrlichen, großen Tempels des olympischen Zeus, die sich unmittelbar hinter dem Hadriansbogen in ruinenhafter, aber imposanter Schönheit erheben. Der Hadriansbogen ist ein von Hadrian erbauter, freistehender, zweistöckiger Thorbogen, 13½ Meter breit, 18 Meter hoch. Die Thoröffnung ist 6 Meter breit, und schon diese Maße zwingen das Auge immerhin, das merkwürdige Bauwerk mit Interesse zu betrachten. Es wurde von Hadrian als Bezeichnung der Grenze zwischen der von ihm gegründeten Neustadt, Neopolis, Adrianopolis und der alten, auf Theseus zurückgeführten Stadt Athen erbaut. Das ergeben die noch jetzt vorhandnen und lesbaren Inschriften. Nach der Seite der Stadt zu: „Dies ist Athen, des Theseus alte Stadt" und nach dem Olympieion zu: „Dies ist des Hadrian und nicht des Theseus Stadt." Geheimrat Adler behauptete, wahrscheinlich habe Hadrian

(117 bis 138 n. Chr.) die Zeichnung zu dem Thor selbst entworfen; es sei ein Bauwerk ohne alle Genialität. Ganz so schlimm kam es mir nicht vor, und der früher mit vorspringenden korinthischen Säulen geschmückte Bogen muß ursprünglich noch viel stattlicher ausgesehen haben. Von diesen Säulen sind jetzt nur noch Reste der Postamente übrig. Über dem Bogen erhebt sich als zweites Stockwerk eine dreifenstrige Attika, in der Mitte mit einem abschließenden Giebel. Die Fensteröffnungen sollen mit dünnen Marmorplatten ausgefüllt gewesen sein. Ich kann mir ganz gut vorstellen, daß zu Hadrians Zeiten der Bogen als ein imponierendes Bauwerk angestaunt wurde. Fesselt er doch auch unsre Blicke heute noch trotz der im Laufe der Zeiten eingetretnen Einbußen.

Freilich schöner ist das dahinter liegende Olympieion, dessen kolossaler, nicht aus Marmor, sondern aus riesigen Kalksteinquadern gemauerter Unterbau fast vollständig erhalten ist. Auf diesem Unterbau stehn noch sechzehn gewaltige korinthische Säulen aus pentheliſchem, nach der Seeseite zu gebräuntem Marmor, wie wir ihm hier bei den antiken Bauwerken überall begegnen. Der Tempel, wahrscheinlich von Antiochus Epiphanes um 174

v. Chr. erbaut, erregte die Bewundrung der Zeitgenossen. Er muß in der That einen großartigen Eindruck gemacht haben.

Von hier fuhren wir an den Fuß der Akropolis. Sie ist ein sich burgartig unmittelbar über der Stadt erhebender Berg, ähnlich wie etwa in meiner Heimatstadt Quedlinburg das Schloß oder der Münzenberg. Hier unmittelbar über der Akropolis liegt das große Dionysostheater offen unter freiem Himmel, halbkreisförmig und amphitheatralisch gegen die Akropolis zu ansteigend. In der untersten Reihe der Plätze finden sich die Marmorsessel für die Priester und die Vornehmen des Volks, in der Mitte der untersten Reihe der besonders ausgezeichnete Sessel des Dionysospriesters, ein unzweifelhaftes Zeugnis für den ursprünglich religiösen Charakter des griechischen Dramas. Professor Dörpfeld erklärte uns, daß zu den Zeiten der großen Dramatiker Äschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes die noch erhaltne, erhöhte Skene nicht vorhanden war. Die Darsteller und der Chor spielten vielmehr auf der mittlern, kreisrunden Fläche vor der Skene, und auf dieser wurden die Tänze zu Ehren des Dionysos, also gottesdienstliche Reigen aufgeführt. Der kolossale Zuschauerraum

reicht mit ſeinen konzentriſchen Sitzreihen bis an den natürlichen Fels der Akropolis hinauf.

Ziemlich nahe beim Dionyſostheater liegt ebenfalls am Fuße der Akropolis das kleinere, ſeiner Zeit überdacht geweſene Theater des Herodes Attikus, das unter dem Namen Odeion bekannt iſt. Herodes Attikus, der es zu Hadrians Zeit erbaute, war ein reicher Grieche aus Marathon und hat mit der Herodesfamilie der Bibel nicht das mindeſte zu thun. Das Odeion zeigt in ſeinen Überreſten römiſchen Rundbogenſtil und bietet ein Bild des Theaters zur römiſchen Zeit. Von hier ſtiegen wir zu dem Plateau der Akropolis hinauf, und zwar zunächſt zu den Propyläen. Uns Berlinern iſt ja dieſe mächtige, harmoniſch wirkende Thorhalle mit ihren doriſchen Säulen, den beiden Flügeln und fünf Durchgängen bis zu einem gewiſſen Grade vertraut, da ſie bekanntlich das Vorbild für das Brandenburger Thor geweſen iſt. Der Bau ſtammt aus dem fünften Jahrhundert vor Chriſto und iſt heute noch impoſant. Im Altertum war hier eine große Freitreppe, die wundervoll gewirkt haben muß. Ein viereckiges, turmartiges Poſtament, an dem wir vorbeikamen, hat die Reiterſtatue des Agrippa, des Schwiegerſohns des

Kaiſers Auguſtus, getragen. Man weiß genau, wie es im Altertum hier oben auf der Akropolis ausgeſehen hat, da Pauſanias eine genaue Beſchreibung der Akropolis giebt.

Auf dem höchſten Rande der ſüdlichen Fläche am Gipfel der Akropolis ſteht der Parthenon. Der Parthenon iſt unter perſönlicher Leitung des Perikles erbaut; der künſtleriſche Schmuck wird allgemein dem Phidias zugeſchrieben. Im Altertum galt der Parthenon mit Recht als das vollendetſte aller Kunſtwerke, und heute noch iſt es die ſchönſte Ruine der Welt. Der Parthenon war der Athene geweiht und mag bei ſeinem großen Umfange wohl zur Feier der Panathenäen, der großartigen atheniſchen Feſtſpiele, mitgedient haben. Wie ſchön muß es ſein, wenn man Zeit hat, ſich hier auch in die Einzelheiten zu vertiefen!

Tiefer als der Parthenon liegt am nördlichen Rande der Akropolis das entzückende Erechtheion an der Stelle des von den Perſern zerſtörten alten Tempels des Erechtheus, mit der berühmten Karyatidenhalle an der ſüdweſtlichen Ecke. Sechs auf einer über zwei Meter hohen Brüſtung ſtehende, wenig über lebensgroße Statuen von Jungfrauen tragen das Dach, und

zwar so leicht, graziös und schön, daß man das Auge gar nicht wieder abwenden kann. Es passiert mir selten, wohl zu selten, daß ich von einem Kunstwerke förmlich überwältigt und ohne weitere Reflexion bis ins Herz hinein gepackt werde, und ich führe diese allzu geringe Empfänglichkeit auf Mängel meines Auges zurück. Ich sehe häufig zu wenig künstlerisch. Aber hier leuchtete mir die wunderbare, keusche Schönheit dieser sechs Figuren unmittelbar und unvergeßlich in die Seele hinein. Hier ist wirkliche, heilige, göttliche, inspirierte Kunst. Ich konnte mich von dem Anblicke kaum losreißen.

Wir sahen noch das Akropolismuseum mit zahlreichen, bei Ausgrabungen gefundnen guten Skulpturen.

Dann gingen wir von der Akropolis abwärts hinüber auf den Areopag (Ἄρειος πάγος, Areshügel), einen vor der Akropolis liegenden Hügel mit ziemlich breitem Plateau, dem alten Gerichtssitze Athens. Hier tagte im Altertum der höchste Gerichtshof, der über die Blutfrevel zu entscheiden hatte. Hier war es, wo der Apostel Paulus seine berühmte Rede (Apostelgesch. 17) von dem „unbekannten Gott“ an die Athener gehalten hat. Einer der mitanwesenden Geist-

lichen las hier die Rede des Paulus vor und knüpfte ein kurzes Gebet daran. Gewiß, es war eine ganz andre Gedankenreihe, die uns hier ergriff, als die auf der Akropolis; aber sie wirkte mindestens nicht weniger mächtig. Ein neues Leben und eine neue Kultur brach mit der gewaltigen Rede des Apostels über Athen, Griechenland und die Welt herein. So groß die Herrlichkeit des Perikleischen Zeitalters war, so dauernd die Offenbarungen ewiger Schönheit aus der altgriechischen Kunst und Kultur nachwirken, so zweifellos sie auch heute noch und in aller Zukunft für die Menschheit von größtem Werte sind und bleiben, die Botschaft von der ewigen Wahrheit, die der Apostel Paulus hier verkündigte, war doch weit, weit größer, höher, tiefer, fruchtbarer, entscheidender für das Leben und die Entwicklung der Menschheit. An diesem Evangelium hängt noch heute das Leben der Welt. Es ist und bleibt das Licht, das die Welt erleuchtet. Ernst und tief bewegt verließen wir die Stätte, die auch an landschaftlicher Schönheit unvergleichliche Blicke bietet.

Von hier ging es noch zum Theseion, dem wunderbar erhaltnen, durch seine Größe und Schönheit trotz aller der Herrlichkeiten, von denen

wir herkamen, außerordentlich wirkenden alten Theseustempel. Fast sechs Meter hohe, wundervolle dorische Säulen aus pentheliſchem Marmor, je dreizehn an den Längsseiten, je sechs an den Schmalseiten, umgeben das Oblongum der Cella und des Vorraums. Reicher, alter, plastischer Schmuck läßt noch heute die frühere, weitaus größere Pracht ahnen. Das Dach ist modern, der Innenraum hat nichts bemerkenswertes.

Es war ein schöner und reicher, aber anstrengender Vormittag gewesen, der hinter uns lag. Desto wohlthuender war es, daß wir nunmehr im Hotel Grand Bretagne eine sehr anmutig arrangierte Mittagstafel mit allem heimischen Komfort fanden. Nach Tisch fuhren wir noch in das Große Museum, dessen geradezu märchenhafte Schätze, insbesondre die kostbaren Schliemannschen Funde, Professor Dörpfeld uns meisterhaft erklärte.

Ich gab in aller Eile bei unserm Gesandten, Grafen von Pleſſen, meine Karte ab. Dann besahen wir noch die sehr hübsch eingerichtete deutsche Schule und fuhren schließlich zum Archäologischen Institut, wo wir in der Wohnung des Professors Dörpfeld dessen liebenswürdige Gattin und den Generalkonsul Dr. Lüders mit Frau und Töchtern begrüßten und bei einer Tasse Kaffee

eine behagliche und vergnügte halbe Stunde verbrachten. Wieder war es der Zauber der deutschen Häuslichkeit, der hier im fremden Lande anmutig das Herz gefangen nahm. Aber die Freude war kurz, die Wagen warteten. Schnell mußte Abschied genommen werden. Dann ging es in eiliger Fahrt zum Piräus. Um sechs Uhr waren wir wieder auf dem Schiff.

12

Abſchied vom Schiff. Neapel und Umgebungen

Als ich am folgenden Morgen in der Frühe zum Baden hinabging, waren wir bei ſchönſtem Wetter ſchon ganz in der Nähe der berüchtigten, zackigen Küſtenfelſen des Kaps Matapan. Ich mußte lachen, als ich das Kap Matapan nennen hörte, und das hing mit einer ganz entlegnen Jugenderinnerung zuſammen, die mit dem Namen Matapan in mir wieder lebendig wurde. Als ich in Sexta ſaß, mußten wir in der Klaſſe der Reihe

nach ein selbst gewähltes Gedicht deklamieren. Ich sehe noch, wie ein kleiner Sextaner aus der Bank hervorkletterte, dem Lehrer ein Büchelchen von antediluvianischem Aussehen überreichte und dann feierlich begann:

Es war ein Prinz von Matapan,
juchhe!
Der hatte Schmerz im Backenzahn,
o weh!

Mit schallendem Gelächter begrüßte die ganze Klasse das unbekannte und unerhörte Gedicht, dessen Fortsetzung ich leider nicht behalten habe. Aber die Szene war so komisch, daß sie sich mir unauslöschlich eingeprägt hat. Das war nun nahezu sechzig Jahre her. Wer hätte damals denken können, daß ich Matapan, den Schauplatz dieser poetischen Erzählung, je zu Gesicht bekommen würde? Da lag es in der schönsten Morgenbeleuchtung vor mir. Man soll nie sagen, was eine Sache ist, soll der alte General von Radowitz gesagt haben. Wahrhaftig, manche Sachen nehmen sich ganz unmöglich aus, und man erlebt sie hinterher doch. Lange noch sahen wir die Berge des Peloponnes hinter uns liegen. Unser Kurs ging auf Messina zu.

Tags über machte ich in verschiednen Ge-

sprächen einige amtliche Angelegenheiten ab, die mir mit dringenden Wünschen von dieser und jener Seite vorgetragen wurden.

Freitag, den 11. November, vormittags kam die Südostspitze Italiens mit Kap Spartivento in Sicht. Nachmittags kamen wir in die Straße von Messina, sahen das herrliche Taormina liegen und erfreuten uns an den schönen Linien der sizilischen Küste. Die Spitze des Ätna blieb in Wolken. Abends hatten wir in der Nähe der Liparischen Inseln das Schauspiel eines Sonnenuntergangs von unvergleichlicher Schönheit. Die Sonne sank nämlich hinter einer langgestreckten, phantastischen Wolkenlandschaft, deren Spitzen und Ränder sie mit magischem Glanze vergoldete. Ich habe nie etwas ähnlich Schönes gesehen, und keiner unsrer Mitpilger, der in die Abendsonnenherrlichkeit hineinsehen durfte, wird sie vergessen. Am andern Morgen sollten wir nach Neapel kommen, wo ein Teil der Reisegesellschaft, auch ich, das Schiff verlassen wollte, um die Heimreise zu Lande fortzusetzen. Wir gingen daher zur letzten gemeinsamen Abendmahlzeit hinunter in den Speisesaal. Sie gestaltete sich zu einer höchst angeregten Abschiedsfeier. Zunächst brachte Präsident Barkhausen einen warmen Trinkspruch auf den Kaiser

aus, nach ihm Graf Ü. einen auf die deutschen Fürsten und freien Städte. Ich hatte nachmittags versucht, die Erlebnisse unsrer Reise in Knittelreimen kurz zusammenzufassen, und ließ diesen meinen wenigstens gut und aufrichtig gemeinten Trinkspruch in ein Hoch auf die Lieben in der Heimat ausklingen. Da ich auf dichterische Lorbeeren nicht den leisesten Anspruch mache, so mögen die Reime hier folgen:

Verehrte Freunde, liebe Festgenossen,
Die sich zur Pilgerfahrt zusammenschlossen,
Ihr teuern Männer und ihr edeln Fraun,
Die wir vereint so lang hier durften schaun!

Die Stunde naht, die uns den Abschied bringt,
Da man vom Scheiden und vom Meiden singt.
Froh schlägt das Herz der Heimat schon entgegen,
Bald trennen wir uns auf verschiednen Wegen.
Zum letztenmal sind wir in diesem Saal
Der Midnight-Sun vereint zum frohen Mahl.

Wenn wir erwägen, was Gott uns geschenkt,
Wie reich Er uns mit Segenstau getränkt,
Wie Er auf jedem Schritte unsrer Reise
Uns hat erquickt mit Hilf und Himmelsspeise,
Dann müssen auf den Knieen wir gestehn:
Ja, Er that über Bitten und Verstehn,
Und was Er uns in Gnaden hat beschert,
Wir alle, alle waren es nicht wert.
Drum danken doppelt wir dem treuen Gott
Für jede Freude und für jede Not.

Denn auch die Nöte, die Er uns geſandt,
Sie knüpften feſter der Gemeinſchaft Band.

Als wir von Genua hinausgezogen,
Lief unſer Schifflein über hohe Wogen;
Bald ſank es tief ins blaue Wellenthal,
Und mancher ſeufzte da in bittrer Qual;
Bald über hohe Wellenberge glitt
Des Schiffes Bug, und wir, wir glitten mit.
Doch eh noch an die freundlichen Liparen
Wir anderntags herangekommen waren,
Und längſt, eh in Meſſina man legt an,
Zurück an Deck kam jeder, Mann für Mann.
Ein ſeltſam Bild, dort in Meſſinas Bucht,
Ein Abbild von des Lebens Freud und Flucht.

Ein edles Paar mit Trauern von uns ging,
Und doch, mit welcher heitern Freude hing
Dort unſer Auge an der Jahrmarktſzene,
Die aufgeführt Meſſinas gier'ge Söhne.
Und weiter gings, in wundervoller Ruh,
Auf Afrikas gelbbraune Küſte zu.
Dort wars, wo Gottes Rat uns tief ergriff:
Der Ernſt des Todes kam auf unſer Schiff!

Doch dann! Wie ſchön wars in dem Wunderland
Ägypten! Und wie harmlos ſicher fand
In Kairo alles an den Pyramiden
Zuſammen ſich im allerſchönſten Frieden!
Hier ſpielt mit Eſeln man, dort mit Kamelen,
Es läßt ſich ja der Scherz kaum nacherzählen,
Wie dort am Menahaus man hat gelacht,
Und welche kühnen Witze man gemacht,
Als tief im Wüſtenſand als Pfadesfinder
Auftauchte ein weſtfäliſcher Cylinder.

Ja der Cylinder, allen wohlbekannt,
Als Unikum bewundert, anerkannt;
Doch noch viel lieber, ja bekannter faſt
Iſt uns der Kopf, dem der Cylinder paßt.
Und etwas weiter unten, ja da ſchlägt
Das Herz des Manns, der den Cylinder trägt,
Ein goldnes Herz, bereit, mit reichen Schätzen
Allzeit uns zu erbaun und zu ergötzen.

Und wiederum, wie war die Fahrt ſo gut
Nach Jaffa durch die blaue Meeresflut!
Die ſpiegelglatte See, die wir dort fanden,
Macht alle Furcht und Bangigkeit zu ſchanden.
Wir ſind am Ziele! Denn betreten hat
Der Fuß das heilge Land, die heilge Stadt.

Was wir dort ſchauten? Nichts, nichts gleichet dem,
Was wir erlebten in Jeruſalem.
Des Kaiſers ritterliche Prachtgeſtalt,
Der lieben Kaiſerin zaubriſche Gewalt,
Des Kaiſers Zeugnis voll gewaltger Kraft,
Fürwahr ein Zeugnis echter Jüngerſchaft.
Und dann die heilgen Stätten, wo mit Schmerzen
Der Heiland einſt erlöſt hat unſre Herzen,
Wo Er um unſre Seelen hat gerungen,
Wo Er die Sünde und den Tod bezwungen,
Wo Er gelebt, gelitten, auferſtanden,
Wo überwunden Er des Todes Banden,
Wo Er, das Leben Kranker und Geſunder,
Vollbracht einſt hat das Wunder aller Wunder.
Wer kann, was dort wir fanden, ganz ermeſſen?
Gethſemane, wer kann dich je vergeſſen!

Dann kam die Fahrt, bei der in Haifa
Der eine ging, der andere blieb da.

Die Damaszener mußten zwar erfahren
Gar manchen Schrecken, Unfall und Gefahren!
Doch durften ſie trotz aller Angſt und Schrecken
Auch wieder Gottes Güte reichlich ſchmecken.
Und uns, die wir von Haifa gefahren
Nach Nazareth, die auf dem See wir waren,
Was dort erlebt wir in dem Schifflein klein,
Es wird uns allen unvergeßlich ſein.
Zum Schluß hat Gott dann unſern Lauf gelenkt
Nach Griechenland und uns Athen geſchenkt.
Auch dieſer Abſchluß noch auf griechſcher Erd,
Wie ſchön war er und höchſten Dankes wert.
Zu allerletzt noch heute — o wie ſchön!
Sahn wir vorhin die Sonne untergehn.
Es iſt, als halte Gottes Freundlichkeit
Für uns die höchſte Schönheit ſtets bereit.

Nun kommt der Abſchied. Hie heißts, Genua!
Und hie Neapel! Bald, ach, ſind wir da.
In unſern Herzen unwillkürlich quillts,
Zu Ende geht die Fahrt. Es ſei, Gott wills!

Ich bin kein Dichter, bin ein Aktenmann,
Der eigentlich nur Proſa reden kann,
Recht lederne, denn ich ſteh mit der Muſe
Gewöhnlich nur auf höchſt geſpanntem Fuße.
Doch um die Kaiſerreiſ', ich weiß nicht wie,
Schwebt zweifellos ein Hauch von Poeſie! —
Habt Dank, ihr Brüder, Schweſtern, habet Dank!
Habt Dank für euern fröhlichen Geſang!
Wie ſchön wars morgens, abends allzumal,
Wenn übers Meer dahinſchwebt' der Choral!
Habt Dank, ihr lieben Geiſtlichen, ihr Väter!
Ihr wart des Worts Verkündiger und Thäter.
Mehr als ihr wißt, habt ihr uns hier gegeben;

Gott lohns euch hier und einſt im ewgen Leben!
Habt Dank, ihr edeln Jungfrauen und Fraun,
Oft durften wir beſchämt nur auf euch ſchaun,
Die ihr, ſo tapfer und mit Recht geehrt,
Uns habt das Leben hier an Bord verklärt.
Habt Dank, ihr Jungen und ihr lieben Alten,
Ein jeglicher, der teil hat am Geſtalten
Der kleinen Welt des Schiffs, wie ſichs gebührt!
Habt Dank ihr, die ihr weiſe uns geführt!
Auch denen, die verſorgt uns und gepflegt,
Sei Dank und Anerkennung heut gehegt.
Endlich ſei denen auch, die uns bedient,
Der Dank geſagt, den ſie um uns verdient.
Euch allen gilt ein herzlich Lebewohl,
Gott mache euch und uns des Geiſtes voll!
Er woll uns allezeit, was not iſt, geben
Und gut zu dieſem und zum ewgen Leben.
Und endlich nur noch eine kleine Bitte,
Wenn auseinandergehen unſre Schritte:
Laßt doch nicht morgen ſchon vergeſſen ſein,
Was wir uns waren auf dem Schifflein klein.
Laßt uns auch künftig treu zuſammenhalten
Und uns im Herzen wahrhaft lieb behalten.
Wir alle wollen doch, ſo weit wirs können,
In unſern Herzen uns ein Plätzchen gönnen
Und wollen heben, wie wirs oft gethan,
Die Hände für einander himmelan.
Und wenn Sie nun zum Schluß mich fragen aus,
Wohin willſt du mit deinem Spruch hinaus?
So will ichs gerne ſagen, frank und frei,
Daß unſer Liebſtes es und Beſtes ſei:
Die Lieben in der teuern Heimat wert
Laß Gott uns wiederfinden unverſehrt.
Weil ſie das Größte ſind, was Gott auf Erden

In Gnaden uns zu teil hat lassen werden,
Weil sie das Höchste sind, das jeder liebt,
Für das er Leib und Leben gerne giebt.
So lassen Sie die Gläser jetzt erklingen
Und unsern Lieben uns ein Hoch ausbringen,
Ein dreifach Hoch mit Herzen, Mund und Hand
Den Lieben im geliebten Vaterland!

Danach überreichte der greise Prälat Habicht aus Darmstadt dem Präsidenten Barkhausen als dem Leiter der Festfahrt eine von fast allen Mitreisenden unterzeichnete Dankadresse, die ich in Jerusalem sauber hatte schreiben und mit einer entsprechend verzierten Decke aus poliertem Olivenholze versehen lassen. Es folgten noch eine ganze Reihe weiterer Toaste, namentlich aber eine überaus warmherzige und beredte Ansprache des Bischofs D. von Schéele aus Wisby, die den Ton brüderlicher Gemeinschaft zwischen allen Germanen innerhalb und außerhalb des Deutschen Reichs vortrefflich traf und darum mit Recht allgemeine Begeisterung erregte.

An dem nächsten Morgen, dem 12. November, um $^1/_2$6 Uhr sah ich zum erstenmal den Vesuv. Ein breiter Strom rotglühender Lava leuchtete von der Einsattlung unter der höchsten Spitze zu uns herüber, ein großartiges Schauspiel. Dann Händedruck und Abschied. Vormittags zehn Uhr

landeten wir in Neapel und fanden im Grand Hotel vorzügliches Quartier. Von dem Balkon vor meinem Zimmer sah ich über den ganzen halbkreisförmigen Küstenrand der Bucht hinweg, während der Vesuv mit seiner pinienförmigen Rauchsäule mir gerade gegenüber lag. Die Schönheit dieses Blicks ist nicht zu beschreiben. Wer ihn nicht kennt, wird sich auch nach der glühendsten Schilderung kein Bild davon machen können.

Noch an demselben Vormittag machten wir dem Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Dohrn in seinem an der schönen Chiaja nuova mitten im Grünen und doch dicht am Meere liegenden Zoologischen Institut unsern Besuch. Das Institut ist Dohrns Eigentum, erhält aber fortdauernd aus unserm Etat beträchtliche Subventionen, für die wir dann wieder das Recht auf vier Arbeitsplätze für junge preußische Gelehrte in dem Institut haben. Wiederholt hatte mich Professor Dohrn in Berlin dringend eingeladen, das Institut einmal zu besuchen. So nahm er uns denn auch jetzt überaus freundlich auf, zeigte uns eingehend das ganze Institut mit seinen biologischen Sammlungen, Apparaten und Arbeitsplätzen, sowie im Erdgeschoß das prachtvolle, in seiner Art unübertroffne Aquarium und lud uns für den Nach-

mittag zu einer Dampferſpazierfahrt nach dem Golf von Bajä ein. Wir machten vor Tiſch dann noch dem Generalkonſul von Rekowski Beſuch und empfanden es mittags im Hotel recht angenehm, daß die Schiffskoſt zu Ende war. Nachmittags holten uns die Herren Dohrn und von Rekowski ab. Wir beſtiegen den dicht am Hotel liegenden allerliebſten kleinen Dampfer des Zoologiſchen Inſtituts und fuhren nun am Poſilipp entlang, an der Punta di Poſilippo und der Inſel Niſida vorbei bis dicht vor Procida und Iſchia. Unvergleichlich ſchöne Bilder thaten ſich vor uns auf, und ich mußte eines Streits zwiſchen zwei preußiſchen Diplomaten gedenken, deſſen Zeuge ich vor vierzig Jahren in Stockholm geweſen war. Wir ſtanden dort an einem wundervollen Auguſtabend auf der Norrbro, ſchauten auf die ſchön bewaldeten Ufer des Mälar hinaus und ſahen den zierlichen Booten zu, die von dalekarliſchen Frauen in ihrer maleriſchen Tracht von einem Ufer zum andern gerudert oder eigentlich gedreht wurden. Einer der beiden Diplomaten war kurz vorher von Neapel nach Stockholm verſetzt worden. Er behauptete, landſchaftlich werde Neapel von Stockholm geſchlagen, und ſelbſt die Lichteffekte der Sonne ſeien im Norden weit ſchöner. Dieſes

letzte will ich nicht in Abrede ſtellen; aber es iſt mir außer jedem Zweifel, daß das Landſchaftsbild am Golf von Neapel ſehr viel reicher iſt und packender wirkt als die mehr begrenzte allerdings auch wunderbar ſchöne Landſchaft um Stockholm. Gegen Abend machten wir kehrt. Hoch oben über dem Poſilipp ſahen wir Camaldoli liegen, den berühmten Ausſichtspunkt, zu dem viele der mit uns in Neapel gelandeten Reiſegefährten an dieſem Nachmittag einen Ausflug geplant hatten. Wir hatten ſicher das beſſere Teil erwählt, da der Horizont einigermaßen dunſtig erſchien.

Profeſſor Dohrn hatte ſein Schiff für den nächſten Tag zu einem Ausfluge nach Sorrent, Amalfi und vielleicht auch Capri zur Verfügung geſtellt und mich gebeten, noch einige Bekannte mitzunehmen. Abends im Hotel ſagte ich es dem Grafen von A., der ebenſo wie ſeine Gemahlin gern auf meinen Vorſchlag einging. Außerdem ſchloſſen ſich noch an der Rittmeiſter von K. aus Gumbinnen mit ſeiner jungen Frau, deren Schweſter Fräulein von S. und ein Herr von T. nebſt Gattin aus Oberſchleſien.

Sonntag, den 13. November, früh ſieben Uhr holte uns Geheimrat Dohrn mit ſeinem Sekretär, Herrn L., aus dem Hotel ab zur Jacht,

und wir fanden alle auf dem kleinen Dampfer bequemen Platz. Die See war leiſe bewegt, das Wetter prächtig. Mit Entzücken ruhte der Blick auf dem mit ſeinen Häuſern und Terraſſen ſich ſtolz aufbauenden Neapel, auf dem Poſilipp und den dahinter liegenden Höhen, auf dem ſeltſam ſchön geformten Veſuv mit ſeiner Rauchpinie, auf den zahlloſen, aus dem Grün der Gärten und Haine weiß herüberleuchtenden Ortſchaften. So fuhren wir quer durch den Golf an Torre del Greco und Portici vorbei auf Sorrent los. Es war faſt zu ſchön, und ganz ohne ein kleines Mißgeſchick ſollte auch die herrliche Fahrt nicht abgehn. Wir mochten wohl gegen zwei Stunden flott gefahren ſein, da plötzlich ein Knacken an der Maſchine, ein Ruck, und das Schiff lag ſtill. Es war eine Schraube an der Dampfmaſchine gebrochen, und natürlich — ſagte Profeſſor Dohrn — hatte die italieniſche Schiffsmannſchaft nicht entfernt daran gedacht, eine Reſerveſchraube mitzunehmen. Alles Hämmern und Baſteln half nicht; wir lagen feſt auf offner See. Auch Ruder waren nicht an Bord; wir waren in ganz kritiſcher Lage. Schlimmſten Falls, meinte Profeſſor Dohrn, würden wir die „Najade“ anrufen, einen Raddampfer, der an dieſem Vormittage

eine Vergnügungsfahrt von Neapel nach Capri machen sollte, und auf der unter Führung des Herrn Hugo Stangen ein Teil der Mitpilger von der Mitternachtsonne sein sollte. Die würden uns schön auslachen. Inzwischen bastelte der Maschinist unermüdlich an seiner Maschine herum, und etwa nach einer Stunde, noch ehe die Najade in unsrer Nähe sichtbar wurde, gelang es ihm wirklich, die zerbrochne Schraube soweit zurechtzuhämmern, daß wir — freilich nur mit einem der beiden Cylinder — nach Sorrent weiter fahren konnten. Gegen elf Uhr legten wir glücklich unterhalb der Felsenhöhe von Sorrent an und stiegen an Land. Das Schiff sollte hier, soweit wie möglich, repariert werden und uns dann, falls dies gelänge, am nächsten Tage von Amalfi abholen. Von der Landungsstelle fuhren wir mittels Drahtseilbahn durch einen Tunnel in zwei Minuten hinauf nach Sorrent und wandten uns hier nach dem Hotel Viktoria, dessen Garten mit einer großen, hoch auf steilem Felsen über dem Meere liegenden Terrasse märchenhaft schön ist.

Üppige Orangen- und Citronenbäume, herrliche Palmen, schöne Blumen machen den Aufenthalt hier paradiesisch. Die Aussicht von der

Terrasse über das blaue Meer hinüber nach Capri, auf den Vesuv und das halbkreisförmig die Bucht umsäumende Gelände bis Neapel spottet jeder Beschreibung. Auf der Terrasse bekamen wir ein vorher bestelltes warmes Frühstück serviert, dazu die angeregte Gesellschaft in dieser Umgebung, das alles war köstlich. Professor Dohrn hatte für gute Wagen gesorgt, und so fuhren wir vergnügt durch die üppigen Gartenstraßen Sorrents hindurch und bogen dann in die herrliche neue Straße ein, die von Sorrent über Meta, Positano und Prajano immer in der halben Höhe des Berges in fünf Stunden nach Amalfi führt. Zur Rechten hatten wir den Blick über die blaue Bucht von Salerno hinüber nach den Bergen Kalabriens, in deren Nähe Pästum liegt. Zu unsrer Linken wechselten an den Bergen malerische Ortschaften, Schluchten, Höhlen, Sarazenentürme und Ruinen. Kurz, es war eine Fahrt, bei der einem das Herz aufgehn mußte. In Amalfi stiegen wir die ziemlich hohen Treppen nach dem vormaligen Kloster der Capucini hinan und wurden dort in den sauber hergerichteten, ehemaligen Mönchszellen vortrefflich untergebracht. Hier trafen wir mit dem Grafen Zieten-Schwerin, dessen Sohne und dem Geheimen Kirchenrat

Pank zusammen, die von Pästum und Salerno kamen und den Weg in umgekehrter Richtung wie wir machen wollten. Der Abend mit dem Blick über die Bucht nach Salerno zu war zauberhaft schön. Wahrhaft poetisch erschien uns der in der Verlängerung der Klosterterrasse liegende Bogengang, an dem Orangenbäume mit reifen und grünen Früchten und zugleich weißen, duftigen Blüten abwechselnd mit Feigenbäumen und blühenden, hochstämmigen Rosen standen. Auch das durch zwei Stockwerke gehende, ehemalige Klosterrefektorium, jetzt der Speisesaal des Hotels, und hinter diesem eine natürliche, hohe, zu einer offnen Kapelle eingerichtete Felsgrotte erhöhten den wunderbaren Eindruck, der uns auf Schritt und Tritt nicht losließ. Wir schliefen in unsern Zellen ausgezeichnet.

Den andern Morgen, Montag, den 14. November, waren wir begierig, ob unser kleiner Dampfer wieder aktionsfähig sein und uns abholen würde. Ich konnte mich von dem Bogengange auf der Terrasse vor dem Hotel nicht trennen. Sieh, da kam der Dampfer, von hier oben wie ein kleines Kinderspielzeug anzusehen, lustig um einen Vorsprung des Gebirges biegend angedampft. Er wurde mit allgemeiner Freude

begrüßt und wieder bestiegen, und nun fuhren wir dicht an den kleinen Inseln der Sirenen vorbei unmittelbar mit dem Kurse auf Capri zu in den hellen, sonnenbeglänzten Morgen hinein. Zu unsrer Rechten hatten wir dabei immerfort die herrliche, am Gebirge sich hinziehende Straße, die wir tags zuvor gefahren waren. Prajano, Positano und das über den Ortschaften in schönen Linien ansteigende Gebirge nahmen sich vom Meere womöglich noch malerischer aus, als tags vorher von der Landstraße. Gegen Mittag erreichten wir Capri und fuhren, ohne zu landen, zunächst an der ziemlich steil abfallenden nördlichen Küste der Insel entlang bis unmittelbar vor die blaue Grotte. Dort lagen ein paar kleine Ruderboote, und in diesen fuhren wir zu je drei Personen durch die recht niedrige Öffnung, die man nur gebückt passieren kann, in die Grotte hinein. Es ist nicht zu leugnen, der Eindruck hat etwas Zauberhaftes. Vor der Grotte ist das Meer tief dunkelblau, in der Grotte erscheint es hell azurblau. Der Gegensatz wirkt bestrickend, fast ein wenig wie im Theater oder doch immerhin mehr wie eine seltsame, hübsche Absonderlichkeit. Am Ende der innen recht hohen und weiten Grotte liegt ein Felsvorsprung, auf dem ein vielleicht vierzehnjähriger hübscher Junge stand,

wohl der Sohn eines der Schiffer, die unsre Boote ruderten. Der Junge entkleidete sich und stürzte sich mit einem Kopfsprung ins Wasser der Grotte. Der Leib des Burschen sah in dem hellblauen Wasser schneeweiß aus, und es war ein artiges Schauspiel, ihn da herumschwimmen zu sehen. Nach zehn Minuten kehrten wir um und kamen, tief genug gebückt, glücklich durch die kleine Öffnung ins helle Sonnenlicht und auf unsern Dampfer. Wir fuhren an dem abschüssigen Ufer der Insel entlang bis zur Landungsstelle, der piccola marina. Hier stiegen wir aus und fuhren mit Wagen nach dem viel beschriebnen und besungnen Hotel Quisisana, in dessen prachtvollem Garten wir unter Palmen fröhlich frühstückten. Die teils in weißer Blütenpracht stehenden, teils mit goldnen Früchten prangenden Orangenbäume, die herrlichen Palmen, die verschwenderische Blumenpracht auf der Tafel und um uns her, die harmlos heitere und angeregte Gesellschaft, alles das wirkte in mir, wie in Sorrent, den immer wiederkehrenden Gedanken: viel schöner kann es auch im Paradiese nicht sein, soweit es sich um das äußere, mit den Sinnen wahrnehmbare Dasein handelt.

Nach Tisch besahen wir dann noch das bekannte, von den Künstlern bevorzugte Hotel

Pagano mit einigen recht hübschen Proben künstlerisch mit Kohle, zum Teil auch in Farben flott hingeworfner Fresken und Skizzen an den Wänden der Zimmer. Diese Erzeugnisse froher Künstlerlaune wirken ja erfreulich, aber doch lag damals über den Räumen des Hotel Pagano ein Anstrich italienischer Nachlässigkeit, um nicht zu sagen Schmuddligkeit. Zu dauerndem Aufenthalt ist jedenfalls Quisisana vorzuziehn, so schön ein Abend in traulicher Gemeinschaft fröhlicher deutscher Künstler und Poeten in Pagano auch sein mag. An den Besuch im Hotel Pagano schloß sich noch ein schöner Spaziergang durch den Ort Capri nach dem Ostende der Insel, wo ein herrlicher Aussichtsplatz unmittelbar über dem Meere und den Faragliani, zwei schroffen Felssäulen, liegt, die dicht an der Insel grotesk aus der brandenden See emporragen. Man hat hier einen prächtigen Blick über das Meer, sowie nach Anacapri und dem höchsten Gipfel der Insel, dem Monte Solaro hinauf. Voll befriedigt fuhren wir bei ziemlich bewegter See abends nach Neapel zurück. Es wurde während der Fahrt kalt und dunkel, und unheimlich leuchteten die glühenden Lavamassen des Vesuvs zu uns herüber. Abends gegen neun Uhr landeten wir glücklich in Neapel vor unserm

Hotel und verabredeten für den nächsten Vormittag $^1/_2$11 Uhr eine Dampferfahrt nach Torre del Annunciata und Pompeji. Damit endete wieder ein reicher, glücklicher, schöner Tag.

Dienstag, den 15. November, besuchten wir mit Geheimrat Dohrn und dem Generalkonsul von Rekowski um neun Uhr zunächst die deutsche Schule. Mit dem Direktor, einem Bremer, empfingen uns dort die Herren des Schulvorstands. Zwei der Lehrer waren in unserm Seminar zu Bederkesa, das ich vor Jahren auch einmal revidiert hatte, vorgebildet. Die Leistungen waren in allen Klassen durchweg gut, eine deutsche Lehrerin war geradezu vorzüglich, und der treffliche Zustand der Schule verdient umsomehr Anerkennung, als die sich aus der Vielsprachigkeit der Kinder (französisch, italienisch, englisch und deutsch) ergebenden Schwierigkeiten des Unterrichts natürlich sehr groß sind. Die Unterrichtssprache ist deutsch, und es wurde in allen Klassen durchweg ein sehr gutes Deutsch gesprochen. Ich konnte den Herren beim Abschiede nur Freundliches über die in der Schule empfangnen, erfreulichen Eindrücke sagen.

Um $^1/_2$11 Uhr fand sich die Gesellschaft vom vorigen Tage wieder auf dem kleinen Dampfer

zusammen. Das Wetter war herrlich, und nach einer schönen, erfrischenden Fahrt landeten wir in Torre del Annunciata. Dort fanden wir Wagen vor und fuhren auf staubigem Wege in einer halben Stunde nach Pompeji. Nach dem Frühstück gingen wir in die Straßen der ausgegrabnen Stadt. Der Eindruck, den sie macht, ist geradezu wunderbar. Professor Dohrn hatte unter Benutzung einer Karte, die ihm der staatliche Direktor der Ausgrabungen mitgegeben hatte, einen besondern amtlichen Cicerone, einen Inspektor der Ausgrabungen, besorgt, einen lebhaften, würdevollen, sich etwas seltsam gebärdenden Italiener, der uns vortrefflich führte. Er sprach zwar nur italienisch, aber doch so, daß man weitaus das meiste seiner Erklärungen ohne weiteres verstand. Man wandelt völlig in den Straßen einer ansehnlichen, antiken, römischen Provinzialstadt und kommt sich in dieser Stätte einer vor fast zweitausend Jahren versteinerten eigentümlichen Kultur wie verzaubert vor. Unser Inspektor ließ vor uns in einem bisher von den Ausgrabungsarbeiten noch unberührten Hause durch eine Arbeiterkolonne eine Ausgrabung machen, und es wurden dabei auch wirklich einige recht hübsche, antike Sachen gefunden, unter andern einige Handlampen von der bekannten Form,

einige Töpfe, Glasſcherben, Nägel, eine ſehr hübſche bronzene Haarſpange und ähnliches. Freilich nichts von Bedeutung.

Wir beſahen außer dem großen Theater, das im weſentlichen dem Odeion unter der Akropolis in Athen gleicht, einige freigelegte altrömiſche Wohnhäuſer oder Villen. Es war, wie wenn die Bewohner ſie kürzlich verlaſſen hätten. In einzelnen ſind noch recht hübſche Fresken zu ſehen, darunter freilich einige zwar gut erhaltne, die aber die liederlichſten Unzuchtsſzenen mit widerwärtiger Natürlichkeit darſtellen und vor Frauen und Kindern nicht gezeigt werden. Eins der ſchönſten und geräumigſten freigelegten Landhäuſer iſt die casa nuova (domo dei Diadumeni). Hier iſt auch die Waſſerleitung noch im Gange oder wiederhergeſtellt, und unſer Inſpektor ließ denn auch die Waſſer luſtig ſpringen. Die Fontäne im Atrium, der grüne Raſenhof inmitten des Hauſes, alles machte den Eindruck des natürlichen Lebens, wie es vor der Verſchüttung geweſen ſein muß. Dabei die Stille und Öde der langen ausgegrabnen Straßen. Man kommt ſich vor wie in einer Stadt der Toten. Zuletzt ſahen wir das Muſeum, das — wiewohl die gut erhaltnen Gemälde und beſten Koſtbarkeiten

nach Neapel in das Museo nazionale geschafft worden sind — uns ein lebendiges Bild der ganzen, jetzt verschwundnen Kultur zu der Zeit der Verschüttung giebt. Im Museum werden auch einige menschliche Figuren aus der Zeit der Verschüttung gezeigt. Die Leichen der von dem Aschenregen überraschten Personen sind zwar vergangen, aber ihre Formen fand man in der Asche abgedrückt, sodaß man sie hat mit Gips ausgießen können. So sieht man denn im Museum die Figur einer Frau, die sich, als sie von der Asche verschüttet wurde, Schutz suchend mit dem Gesicht gegen den Erdboden gekauert hatte, ebenso die Gestalten einiger Männer in verschiednen, durch den Schrecken der Katastrophe erklärlichen Stellungen von erstaunlicher, ja erschreckender Lebenswahrheit in den Gesichtern und Gebärden, alles ein photographisch genaues Bild des unversehens über sie hereingebrochnen Todes. Kurz, Pompeji machte auf uns alle einen gewaltigen Eindruck.

Mittwoch, den 16. November, war in der Heimat der allgemeine Buß- und Bettag. Er kam als solcher auf der Reise zu kurz. Ich habe das lebhaft empfunden. Aber ich sah doch, daß der innere Zusammenhang mit der heimatlichen Landeskirche stärker wirkte, als ich gemeint hatte.

Das hat auch sein gutes Recht. Man darf nur die königlich preußische evangelische Landeskirche nicht mit der evangelischen Kirche verwechseln, das zerbrechliche Notgefäß nicht mit der idealen Gemeinschaft der Gläubigen auf dem Boden der Bekenntnisse der Reformation. Aber für alle äußere kirchliche Ordnung sollen und dürfen und wollen wir auch ein gewisses Maß von Autorität der organisierten Landeskirche und ihrer Behörden anerkennen. Daß diese landeskirchlichen Organe ihre menschlichen Schwächen haben, und daß es auch bei ihnen nicht immer ohne Bureauzopf abgeht, ist ja nicht zu bestreiten; aber die Organe der Landeskirchen vertreten doch die kirchliche Ordnung, und sie, wenn auch nicht gerade unmittelbar der Oberkirchenrat und die Konsistorien, sind es, die uns Wort und Sakramente vermitteln. Und darin liegt der Schwerpunkt der Pflege des geistigen Lebens in der Gemeinde. Insoweit haben Dankbarkeit, Pietät und Anhänglichkeit ihr gutes Recht.

Vormittags ging ich mit dem Geheimrat St. den Toledo hinauf nach dem Museo nazionale. Dort trafen wir die Frau Gräfin von A., mit der wir die hier aufgehäuften Schätze so eingehend, wie in einigen Stunden möglich, besahen. Bewundernswürdig schön sind einzelne Funde

und beſonders Fresken aus Pompeji, aber das Muſeum birgt auch, ganz abgeſehen von Pompeji, großartige Schätze. So z. B. eine Reihe herrlicher, zum Teil einzig ſchöner Skulpturen, wie den farneſiſchen Stier, den farneſiſchen Herkules und andre. Verhältnismäßig wenig bietet die Gemäldeſammlung. Von den pompejiſchen Funden ſind neben den wohl erhaltnen Gemälden beſonders bemerkenswert zahlreiche entzückende Kameen.

Den Geheimrat Dohrn hatte ich abends vorher in unſer Hotel zu Tiſch geladen. Es war dies der einzig mögliche, wenn auch dürftige Ausdruck unſers warmen Dankes an ihn. Er hat uns drei Tage völlig geopfert, und der kleine Dampfer hat nicht wenig zur Erhöhung unſers Vergnügens beigetragen.

13

Über Rom, Florenz, Venedig, Wien nach Hauſe

Nachmittags zwei Uhr fuhren wir mit der Eiſenbahn nach Rom ab. Wir kamen um $^1/_2$9 Uhr dort an und fanden im Hotel Quirinal Quartier. Doch hatte ich von jetzt an unter einer Erkältung und argem Zahnweh zu leiden. Dadurch iſt mir die ſchöne Rückreiſe zum größten Teil verleidet worden, und auf das dadurch hervorgerufne Mißbehagen wird es wohl mit zurückzuführen ſein, daß ich keine rechte Ruhe mehr

hatte, sondern mich nach Hause sehnte. Die Rückreise wurde unter diesen Verhältnissen unnötig beschleunigt, nicht ohne Einbuße an innerlichem Gewinn.

In Rom trat ein Umschlag der Temperatur ein. Es wurde empfindlich kühl, sodaß ich im Bett gefroren habe. Donnerstag, den 17. November, gingen wir zuerst nach dem Forum Trajanum, sahen die mir übrigens aus Abbildungen wohl bekannte Trajanssäule, auf der jetzt — wunderbar genug — eine Statue des Apostels Petrus steht. Nach dem Forum Romanum zog es mich am meisten, nach der Stätte, wo Cäsar ermordet war, wo Cicero und die großen Römer geredet hatten. In der That fühlt man sich, wenn man aus den Straßen der modernen Stadt hinunter nach dem Forum oder den Foren kommt, von großen geschichtlichen Erinnerungen förmlich umrauscht. Wir gingen auf der Seite des Kapitols das Forum Romanum entlang, an den zahllosen Trümmern vorbei bis zu dem Kolosseum und dem Titusbogen. Die Dimensionen des Kolosseums, die ungeheure Höhe und Ausdehnung dieses gewaltigen Amphitheaters machen in der That einen imposanten Eindruck. Wir gingen, ganz hingenommen vom Forum und Ka-

pitol, zurück bis zur Trajanssäule und fuhren von hier über den Tiber unter der Engelsburg vorbei nach Sankt Peter, von der Stätte der zertrümmerten Macht und Herrlichkeit des klassischen Altertums zu dem Sitze der petrifizierten Gewalt der mittelalterlichen und heutigen römischen Kirche über die Seelen so vieler Millionen katholischer Christen. Der erste Eindruck von der Peterskirche, mit der Freitreppe in der Mitte und den wunderbar schönen Kolonnaden auf beiden Seiten ist erhebend. Wir trafen dort den Geheimen Oberbaurat Adler mit Frau und Tochter und gingen erwartungsvoll mit ihnen die große Freitreppe hinauf. Wenn man in die Peterskirche eintritt, so hat man von vornherein den Eindruck, daß man in einem kolossal großen Raume steht, und dieser Eindruck der Größe der Dimensionen wächst, je länger man in der Kirche verweilt. Das Auge muß sich mit diesen ganz ungewöhnlichen Maßen erst abfinden. Als besonders schön empfand ich die Verhältnisse der weit gespannten, riesigen Bogen an der Vierung. Prachtvoll ist die gewaltige Kuppel, einzig in ihrer Art. Das Grab des Apostels Petrus, zu dem einige Stufen hinabführen, hat mir mit aller goldnen Pracht des Altars keinen Eindruck gemacht.

Unten vor diesem Altar steht die große Marmorstatue des knieenden vorigen Papstes Pio nono, eine gleich den meisten Papstdenkmälern in Sankt Peter sehr anspruchsvolle, aber künstlerisch und religiös unerbauliche Arbeit.

In dem rechten Seitenschiff der Kirche, d. h. dem Kreuzarm, der dem Eintretenden zur Rechten liegt, ist in den Jahren 1870 und 1871 das vatikanische Konzil abgehalten worden, und die Bänke, auf denen die geistlichen Herren dabei gesessen haben, stehn noch da. Es war natürlich, daß ich auf diese Stätte nicht ohne Bewegung und allerhand Gedanken an unsern Kulturkampf schauen konnte. Hier hatten die deutschen Bischöfe gesessen und gegen das Dogma rühmlich gekämpft, dem sie sich nachher laudabiliter unterwarfen. Hier war der römische Episkopalismus durch das bis zur äußersten Konsequenz ausgebildete Papalsystem für immer geknebelt worden, hier hatten die Väter der Societas Jesu den größten und folgenreichsten aller ihrer Siege erfochten. Um die hier ausgekämpften Kontroversen hatten sich die Gedanken der Staatsmänner aller christlichen Staaten gedreht. Unwillkürlich mußte man an Fürst Bismarck, Fürst Hohenlohe, Graf Harry Arnim, Kurt von Schlözer,

Falk und Sydow denken, aber auch an hervorragende Gegner des Kulturkampfs, an den Erzbischof von Ketteler in Mainz, an Hefele in Rottenburg, an Melchers und Krementz in Köln, Brinkmann in Münster, an Kardinal Kopp in Breslau, an die beiden Reichensperger, von Schorlemer-Alst, von Heereman, Dr. Lieber, Dr. Porsch und andre Parlamentarier. Eine Flut von Gedanken schoß mir beim Anblick der Konzilbänke durch den Kopf. Der Gesamteindruck der Peterskirche auf mich war ungeachtet mancher wenig geschmackvollen Einbauten der eines Raums von gewaltiger Größe bei schöner und unvergeßlicher Harmonie. Unter diesem Eindruck traten wir aus der Kirche heraus, gingen an der in grellen Farben mittelalterlich kostümierten Schweizergarde des Papstes vorbei, von der acht bis zehn Mann die zu den vatikanischen Gemächern hinaufführenden Treppen besetzt halten, und lösten uns ein Permesso für die Sixtinische Kapelle und die Stanzen.

Die Sixtinische Kapelle macht beim Eintritt einen einigermaßen finstern, zunächst wenig erfreulichen Eindruck. Jedenfalls hatte ich sie mir weit heller und heiterer, als einen Raum von unmittelbar überwältigender, lichter Schönheit

vorgestellt. Diesen Eindruck empfängt man durchaus nicht. Die Kapelle ist ganz und gar ausgemalt, aber die Farben dieser Gemälde sind teils verblaßt, teils von Weihrauchdampf geschwärzt, und es dauert eine Weile, bis den Augen, nachdem sie sich an das Licht in der Kapelle gewöhnt haben, die Schönheit der in diesem Raume vorhandnen großen Kunstwerke aufgeht. Die ganze kolossale Schmalseite der Kapelle, dem Eingang gegenüber, wird eingenommen von dem Jüngsten Gericht Michelangelos, einer Riesenkomposition von so großartiger, heiliger Phantasie, daß man nicht fertig damit wird, die Einzelheiten zu betrachten und auf sich wirken zu lassen. Aber auch die Seitengemälde, biblische Szenen und Landschaften darstellend, wirken überaus schön und erbaulich. Ich hätte hier noch stundenlang bleiben, sehen und träumen können.

Allein wir mußten vorwärts. Von der Kapelle stiegen wir eine geräumige Treppe hinauf zu den Stanzen Rafaels. Stanze heißt Prunkgemach. Das bei weitem schönste dieser Prunkzimmer ist das dritte, die stanze della segnatura. Ihren Namen verdankt sie dem Umstande, daß hier die wichtigsten Urkunden ausgefertigt und gesiegelt wurden. Hier sind auf

den beiden Breitseiten des Zimmers Rafaels berühmte Disputa und die Schule von Athen, beide von ergreifender, unbeschreiblicher Schönheit und Wirkung. Sie lassen das Auge gar nicht wieder los. Ich kannte beide längst aus vorzüglichen Kupferstichen. Aber was sind diese, selbst die besten Reproduktionen gegen die unmittelbare Wirkung der farbenprächtigen Feinheit der Originale! Die Disputa stellt eine Disputation der berühmtesten Kirchenväter über das Dogma der Transsubstantiation vor, die Schule von Athen eine Versammlung der berühmtesten Philosophen des klassischen griechischen Altertums. Die Anordnung und Gruppierung, die natürliche, zwanglose Haltung der Einzelfiguren und die Charakteristik der Köpfe, alles ist von unerreichter Schönheit und künstlerischer Harmonie. Ich weiß, so sehr ich freilich meine beschränkte Kenntnis der kunstgeschichtlichen Schätze betonen muß, nichts zu nennen, das sich seit Rafael dieser künstlerischen Vollendung an die Seite stellen ließe. Wenn manche unsrer modernen Künstler und Kunstgelehrten gleichwohl an Rafael herummäkeln und ihn mit einer gewissen Verächtlichkeit von oben herab behandeln, so geht mir persönlich jedes Verständnis dieser Kritik ab. Auch die

Deckenbilder in der stanze della segnatura: Theologie, Poesie, Philosophie und Gerechtigkeit sind prachtvoll und von berückendem Zauber. Diese Symbolistik ist echt und wahr. Nur schwer konnten wir uns von dieser Herrlichkeit trennen.

Die von Rafael und seinen Schülern gemalten Loggien waren an diesem Tage nicht zu sehen. Dagegen war die Gemäldegalerie des Vatikans (pinakotheka) geöffnet. Sie enthält einige Perlen ersten Ranges neben manchem weniger Wertvollen. Vielleicht waren auch unsre Augen schon zu verwöhnt und ermüdet. Bei weitem am besten hat mir dort Rafaels Madonna del Foligno gefallen. Beim ersten Blick auf dieses herrliche Bild sieht man, daß es schon alle Motive für die Sixtinische Madonna enthält, das Himmelsfenster, das Jesuskind, besonders auch unten den kleinen Engel, der eine Art Votivtafel hält. Es war mir unbegreiflich, daß ich mich nicht erinnern konnte, jemals eine Reproduktion dieses Bildes vorher gesehen zu haben; aber das Original bezauberte mich völlig und erschien mir als etwas vollkommen neues. Neben dieser Madonna fesselten mich vornehmlich Rafaels Transfiguration (Verklärung auf dem Tabor) und

Titians Doge. Beide Bilder gehören zu den kostbarsten Perlen malerischer Kunst.

Wir waren fast übersättigt und mußten abbrechen. Nach Tisch fuhren wir auf den Lateran, zunächst zur Kirche Santa Maria maggiore, einer großen und schönen Basilika. Von da ging es zu der Kirche San Clemente, einem sehr alten, interessanten Bauwerk. Eigentlich sind es zwei übereinander liegende Kirchen, die unterste stockdunkel mit sehr alten Fresken, die der führende Sakristan mit einem Wachsstock beleuchtete. Sehr seltsam und von archäologischem Interesse, aber wenig eindrucksvoll. Von da gingen wir zu dem Baptisterio, einer merkwürdigen, sehr alten Taufkapelle, in der Konstantin der Große getauft sein soll. Dann sahen wir noch die Basilika San Giovanni in Laterano und gingen von da zu dem Gebäude der Santa Scala, der Heiligen Treppe. Sie besteht aus 28 Marmorstufen, die aus dem Palast des Pilatus in Jerusalem stammen sollen und von der Kaiserin Helena hierher gebracht worden sind. Sie dürfen nicht betreten, sondern nur knieend erstiegen werden, doch führt unmittelbar neben ihnen noch eine schmale, hölzerne Treppe zu dem Altar hinauf.

Das alles war an Kunst, Archäologie und

Architektur für diesen Tag genug und übergenug. Noch war es hell, und das Wetter prächtig. Wir machten also noch eine erquickende Wagenfahrt über den Tiber und am Vatikan vorbei nach der Passeggiata Marguerita, einer herrlichen Parkanlage am Janikulus. Auf der Höhe des Berges steht das schöne, sehr lebendige Reiterdenkmal Garibaldis. Von hier hat man einen entzückenden Blick nach dem Monte Pincio über die ganze gewaltige Stadt hinüber, in der Ferne auf die Albaner und Latiner Berge. Mit der Dunkelheit kamen wir ins Hotel zurück, wo wir eine Gesellschaft von etwa zwanzig unsrer Mitpilger und Mitpilgerinnen antrafen, die sich für eine Gesellschaftsreise durch Italien der Führung des Herrn Hugo Stangen anvertraut hatten. Wir fanden sie sehr zufrieden und vergnügt und verlebten mit diesen „Hugonotten" einen ganz angenehmen Abend, ich freilich infolge eines entzündeten Unterkiefers mit nicht geringem Zahnweh. Indessen die Fremde mit ihren Eindrücken half auch darüber leidlich hinweg.

Freitag, den 18. November, fuhren wir zuerst nach der Kirche San Pietro in vinculis, einer großen und schönen Basilika. In ihr steht die berühmte große Marmorfigur des Moses von

Michelangelo. Sie ist und wirkt in der That großartig. Von da ging es am Kolosseum und Forum vorbei nach dem Pantheon, einem alten, von Hadrian herrührenden Monumentalbau mitten in der alten Stadt. Vor dem Eingang ein schöner alter Säulenportikus. Im Innern bildet das Pantheon eine große Rotunde mit gewaltiger Kuppel, noch breiter als die Kuppel der Peterskirche und oben offen. Die Kuppel interessiert durch ihre Größe, im übrigen ist der Innenraum wenig imposant. Rings herum hinter den Seitenwänden liegen verschlossene Grüfte, deren Thüren mit Inschriften und meist auch figürlichem Schmuck versehen sind. Rechts vom Eingang liegt die Gruft Viktor Emanuels, vor der in der Nische und noch darüber hinaus massenhaft Kränze, Palmen und ähnliche Widmungszeichen aufgehäuft lagen. Ihr gegenüber in einer der Nischen ist das Grab Rafaels, das uns mehr fesselte und bewegte als der modernste Flitter vor dem Grabe des re galantuomo. Ich hatte mir vom Pantheon mehr versprochen.

Wir gingen vom Pantheon aus wieder zur Peterskirche, die, je öfter man sie sieht, desto mehr gewinnt. In einer der Seitenkapellen (Clementina) las der Kardinal Rampolla eine

feierliche Messe mit der vollen vatikanischen Musik. Die Formen der Messe waren nicht anders als in Deutschland; ich kann höchstens sagen, daß der Kardinalstaatssekretär noch weit undeutlicher ausspricht als der deutsche Klerus, und daß mir die Haltung der Kardinäle Krementz und Kopp, die ich beide habe ein Hochamt abhalten sehen, weit würdiger, feierlicher, ich möchte sagen andächtiger vorgekommen ist als die des Kardinals Rampolla. Die Musik hatte ansprechende Stellen, und einige Singstimmen waren ungewöhnlich schön; aber ergreifend oder gar erbauend und erhebend war die Musik nicht. Dazu war sie viel zu opernhaft, und bei dem Gesange wurde nach italienischer Art viel zu viel tremoliert. Nach meiner Empfindung war diese Kirchenmusik geradezu unkirchlich. Wenn unser Berliner Domchor Albert Beckers „Also hat Gott die Welt geliebt" anstimmt, so läßt sich die tiefe, religiöse und kirchliche Wirkung des Gesanges mit der zitternden, auf die Sinne berechneten, tändelnden Musik des vatikanischen Chors gar nicht vergleichen. Dieser muß vor unserm Domchor die Segel streichen. Das müssen selbst Katholiken zugeben, wenn sie sine ira et studio urteilen.

Von der Peterskirche stiegen wir wieder die

Treppen des Vatikans hinauf und sahen die wunderschönen Loggien Rafaels. Größer hatte ich sie mir vorgestellt, schöner nicht. Wir kamen wiederum durch die Stanzen, und mein Entzücken über sie war womöglich noch tiefer als am Tage vorher. Wir sahen auch noch die Nikolauskapelle mit den herrlichen, durch ihre großartige, heilige Einfachheit und Tiefe der Empfindung ergreifenden Fresken des Fra Angelico da Fiesole aus dem Leben der Heiligen Stephanus und Laurentius. Endlich kamen wir noch in die vatikanische Skulpturensammlung, von deren Größe und Reichhaltigkeit man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Die hier aufgehäuften Schätze sind in der That unermeßlich. Ich brannte darauf, die Laokoongruppe und den Apoll von Belvedere zu sehen, und kann nur sagen, daß der Eindruck dieser beiden Originale meine seit meiner Jugend hochgespannten Erwartungen noch weit übertraf. Freilich kann man die Schönheit nicht beschreiben. Man sieht sich nicht satt an diesen höchsten aller idealen Kunstwerke. Aber auch neben ihnen steht hier eine Fülle der herrlichsten Marmorfiguren. Es war nur zu viel. Wenigstens für uns. Hierher muß man wochenlang Tag für Tag pilgern und sich in das Einzelne vertiefen. Ich wurde

von der Massenhaftigkeit des Schönen schließlich förmlich gepeinigt, ein Eindruck machte den unmittelbar vorher empfangnen immer wieder tot, sodaß ich zuletzt fortdrängte. Ich war völlig erschöpft. Doch gingen wir noch auf das Kapitol, um unserm Botschafter einen Besuch zu machen. Wir trafen ihn aber nicht.

Nach Tisch fuhren wir wieder zum Kapitol, und zwar zum Archäologischen Institut in der Casa Tarpeja, am Tarpejischen Felsen. Wir wurden sehr zuvorkommend aufgenommen, und Professor Petersen, der erste Sekretär und Dirigent des Instituts, führte uns durch alle Räume, auch seine Wohnräume mit der prachtvollen Aussicht auf den Janikulus (Passeggiata Marguerita). Dann besuchte ich den mir bekannten zweiten Sekretär, Professor Dr. Hülsen, einen Schwiegersohn Emil Frommels. In der Wohnung der Frau Professor Hülsen und an der Hand der zahlreichen persönlichen Beziehungen wurden wir förmlich warm. Von Hülsens gingen wir hinüber in das Botschaftspastorat und trafen dort Pastor Lang, den ich schon kannte und schätzte, und seine Frau. Unser Beisammensein wurde ein wenig durch eine deutsche Dame beeinträchtigt, die gerade einen Besuch bei den Pastors-

leuten machte und über römische wie orientalische Verhältnisse mit einer durch Sachkenntnis auch nicht entfernt getrübten Unverfrorenheit und mit beneidenswertem Mangel an Verständnis urteilte. Widerlegen konnte man sie anständigerweise nicht, es würde auch ihrem Sprechanismus gegenüber nichts gefruchtet haben. So hielt sie denn Monologe, aber wir hatten dadurch weniger von den liebenswürdigen Pastorsleuten. Pastor Lang, mit dem ich die etwas verfahrne Angelegenheit eines neuen evangelischen Kirchenbaus nachher noch eingehend besprach, führte uns in die Botschaftskapelle, die übrigens für die evangelische Gemeinde und das zur Zeit vorhandne Bedürfnis noch völlig ausreicht, und in die beiden Klassen der deutschen Schule. Bedauerlich ist, daß über den Neubau einer evangelischen Kirche in Rom und über die Gründung oder Verfassung einer organisierten evangelischen Gemeinde Differenzen unter den Evangelischen Roms, die sich bisher zur Botschaftskapelle gehalten haben, entstanden sind. Diese Differenzen, teils aus Übereifer, teils aus Indolenz entstanden, sind leider auch nach außen hin und in katholischen Kreisen bekannt geworden. Gerade hier in Rom ist ein kraftvolles evangelisches Zeugnis so nötig oder nötiger als irgendwo

anders; aber gerade hier ist auch ein großes Maß sichern und besonnenen Takts erforderlich, um nicht Fiasko zu machen und den Gegnern Waffen in die Hand zu geben. Pastor Lang ist diesen schwierigen Verhältnissen durchaus gewachsen, und von feiger Furcht kann bei ihm gar keine Rede sein. Dennoch ist hier und in der Heimat teils aus Übereifer, teils aus Mangel an gehöriger Information mannigfach gehetzt und gewühlt worden, auch gegen den Botschafter und das Auswärtige Amt. Das sind wenig erfreuliche Geschichten, mit denen ich mich leider schon in Berlin habe befassen müssen.

Von dem deutschen Pastorat fuhren wir nach dem preußischen Historischen Institut im Palazzo Giustiniani, wo es mietweise — nicht gerade glänzend — untergebracht ist. Professor Dr. Friedensburg zeigte uns die Räume und referierte über die Thätigkeit des Instituts. Er und seine beiden Assistenten, Dr. Schell und Dr. Kupke, sind die einzigen amtlichen Mitglieder des Instituts und arbeiten regelmäßig und mit großen Erfolgen an den Publikationen aus dem vatikanischen Archiv.

Als wir ins Hotel zurückkamen, war inzwischen

der Botschafter dort gewesen und hatte eine Karte zurückgelassen mit einer Einladung zu Tisch für den nächsten Tag. Ich war mir vollkommen bewußt, wie verschwindend wenig wir von Rom bisher gesehen hatten. Allein es zog mich mächtig nach Hause. Nicht nur war mein Befinden mangelhaft, auch die Sorge um die Geschäfte drückte mich. Es mochte thöricht sein, aber der Zug nach Berlin überwog alle andern Rücksichten. Ich dankte dem Baron von Saurma schriftlich für seine Freundlichkeit, und am andern Vormittage 9 Uhr 30 Minuten setzten wir uns auf die Bahn und fuhren gen Norden, der Heimat entgegen. Zunächst nach Florenz. Die Landschaft ist zum Teil recht interessant, wiewohl sie keineswegs ein so charakteristisch in die Augen fallendes italienisches Gepräge trägt, wie ich mir eingebildet hatte.

Um drei Uhr nachmittags kamen wir in Florenz an und fanden im Hotel Helvetia recht gutes Quartier. Wir gingen am Nachmittag zur Piazza Vittore Emanuele, dann zu dem berühmten Baptisterio mit den wundervollen erzenen Thüren und zum Dom, einer großen, in buntem Marmor ausgeführten Basilika. Von da gingen wir noch zur Piazza Signoria und dem

merkwürdigen Palazzo vecchio. Daneben steht der Neptunsbrunnen, an derselben Stelle, auf der Savonarola verbrannt worden ist. Seitwärts von dem Brunnen steht die Loggia dei Lanzi, ein offnes Bauwerk mit herrlichen Marmor- und Bronzefiguren. Man sieht dort Perseus mit dem Meduſenhaupt, den Raub der Sabinerinnen, eine trauernde Germanin (Thusnelda). Endlich gingen wir noch über den Arno bis zum Palazzo Pitti und den Uffici, deren Besuch wir dem nächsten Tage vorbehielten. Abends wurde es sehr kalt. Mich quälten Zahnweh und ein arger Husten.

Sonntag, den 20. November, machten wir noch vor Beginn des evangelischen Gottesdienstes eine schöne, aber kalte Fahrt über die Via dei Colli nach der Piazza Michelangiolina mit herrlicher Aussicht über die schöne Stadt und deren Umgebungen. Oben auf der Piazza steht eine Bronzekopie des David von Michelangelo. Die Gestalt ist sehr schön. Sie entspricht freilich nicht ganz meiner Auffassung des jungen Helden David, ist mir vielmehr schon ein wenig zu kräftig, zu alt und zu groß. Dann fuhren wir zum deutschen Gottesdienst in der evangelischen Kirche. Die Predigt des deutschen Geistlichen über das Evangelium vom Schalksknecht und den anvertrauten

Pfunden (Matth. 25, 14) war von ganz ungewöhnlicher Tiefe und packender, durchschlagender Beredsamkeit. Sie gehörte zu dem Erbaulichsten, was ich auf der ganzen Reise gehört hatte. Der Geistliche wies uns unter anderm darauf hin, daß der Heiland auch dem ersten Knecht, der fünf Pfund empfangen hatte, sagte: „Du bist über wenigem getreu gewesen.“ Vor den Augen des Herrn ist auch die größte Begabung „wenig.“ Daran hatte ich noch nie gedacht; aber auch die ganze übrige Predigt war eine tiefe, offenbar aus persönlicher Erfahrung geschöpfte Textauslegung, echt evangelisch und herzanfassend. Auch der Geheime Kirchenrat Pank, der mit uns dort war, sagte mir, wie sehr ihn die Predigt ergriffen und erbaut habe.

Nach dem Gottesdienste wollten wir die großen, berühmten Sammlungen sehen. Wir hatten damit Unglück. Denn es war gerade der Geburtstag der Königin Marguerita, und deshalb fanden wir die Sammlungen geschlossen. Für mich war das eine bittere Enttäuschung. Denn in Florenz gewesen zu sein, ohne den Palazzo Pitti und die Uffizien gesehen zu haben, erschien mir fast undenkbar. Gleichwohl überwog auch hier — und hier bedaure ich es mehr als bei

Rom — der Drang nach der Heimat. Wir gingen mit D. Pank nochmals in den Dom und zum Baptisterio, hernach auch noch in eine andre große und schöne, nur sehr dunkle Kirche. Besondre Freude hatten wir hier an dem schönen Kreuzgange.

Nachmittags fuhren wir nach Venedig. Es war völlig dunkel, als wir dort ankamen. Wir setzten uns in eine Gondel oder, wie der Berliner hier sagt, in eine Wasserdroschke und fuhren durch den Canale grande und viele kleine, trübe Kanäle zum Hotel Bauer-Grünwald, in dem wir gut unterkamen. Bei dieser Nachtfahrt zum Hotel machte Venedig auf uns einen geradezu trübseligen Eindruck.

Ganz anders war es an dem nächsten Morgen, dem 21. November; alles licht, hell, freundlich, selbst die alten Paläste, die übrigens gar nicht so verfallen und verkommen aussahen, wie ich immer gelesen und gehört hatte. Venedig ist vielmehr, wie auch dort allgemein zugegeben wird, jetzt wieder in sichtbarem Aufblühen mit wachsendem Handel und Wohlstand und lohnender Industrie.

Der Eindruck, den der Markusplatz, die Markuskirche, der Dogenpalast, der Palazzo reale und die Piazzetta auf mich gemacht haben, gehört

zu den tiefsten der ganzen Reise. Als ich auf den Markusplatz trat, war ich von der Schönheit der Architektur, der Farben und der ganzen Szenerie wie geblendet und mit hellem Entzücken erfüllt. Ich entsinne mich nicht, daß vorher in meinem Leben irgendwo ein Architekturbild so unmittelbar, so zündend, so erfreuend auf mich gewirkt hätte wie dieses. Auch das Innere des Dogenpalastes, die Hoffassade ist großartig und für das Auge erfreulich. Wir bestiegen das Campanile von San Marco und hatten von dort oben einen unvergleichlich schönen Blick über die große Stadt, über die Inseln und den Lido hinweg auf die Adria. Ich fühlte mich in dieser Umgebung außerordentlich gehoben und behaglich. Ich hatte in Venedig immer den Eindruck, daß ich in einer Atmosphäre stimmungsvoller, erfreulicher Harmonie lebte.

Nach Tisch trennten wir uns von D. Pank. Er reiste über Verona und Bozen zurück. Wir dagegen bestiegen den Zug nach Wien. Unsre Fahrkarten hatten aber bei diesem Zuge nur bis St. Michael Geltung. In St. Michael kamen wir nachts ein Uhr an und blieben dort die Nacht. Die Station liegt anmutig im Gebirge, und es war bitterkalt, auch in unserm Zimmer. Sonst

waren wir gut aufgehoben. Am Vormittag fuhren wir weiter nach Wien. Das Wetter war kalt, aber schön, und wir hatten unsre helle Freude an dem landschaftlichen Zauber des Semmering-übergangs. Als eine sonnenbeglänzte Schnee- und Reiflandschaft präsentierte sich das ganze Gebirge. Um vier Uhr waren wir in Wien. Wir machten abends noch einen Spaziergang bis zur Stephanskirche. Der Verkehr in den Straßen, der Glanz der Läden, das ganze Großstadttreiben überstieg meine Erwartungen.

Am nächsten Tage nahmen wir uns einen vom Portier des Hotels Bristol empfohlnen Führer und einen Wagen. Auf diese Weise haben wir an diesem Tage ziemlich viel von Wien gesehen. Zunächst drängte ich zur Stephanskirche. Ich hatte sie mir weit imposanter vorgestellt. Sie ist immerhin sehr schön, aber recht dunkel. Dann ging es zur Hofburg. Sie ist groß und kaiserlich und übertraf das Bild, das ich mir davon gemacht hatte. Ein großartiger Bau ist die Universität. Auch die Bibliothek schlägt uns Berliner völlig, wozu freilich nicht viel gehört. Äußerst sehenswert war die Equitation, d. h. die kaiserliche Winterreitschule, groß, elegant, gefällig und hell, wirklich herrliche Archi-

tektur. Der berühmte Esterhazykeller, in den ich mich führen ließ, war nichts weniger als sehenswert, vielmehr schmutzig, ordinär, einfach scheußlich, ohne irgend eine sehenswerte Besonderheit. Herrlich ist das neue Rathaus. Die Ausdehnung ist gewaltig, die Architektur erhebend. Weit weniger günstig war der Eindruck, den wir von dem neuen Justizpalast erhielten. Großartige Kunst- und Antiquitätenschätze sahen wir im Hofmuseum. Nur zu vielerlei, als daß wir von den Einzelheiten ein tiefern Eindruck hätten mitnehmen können. Auch die Räumlichkeiten des Museums sind imposant und namentlich in mancher Hinsicht praktischer als unsre in Berlin. Schließlich machten wir nachmittags, des vielen Sehens müde, eine ganz erfrischende Fahrt durch den Prater, der in den entferntern Partien auch landschaftlich sehr hübsch und ansprechend ist. So hatten wir schließlich an diesem Tage wohl so ziemlich das Wichtigste in Wien flüchtig gesehen. Abends hätten wir freilich noch ins Burgtheater gehn müssen; aber wir waren dazu zu müde und übersättigt.

Donnerstags, am 24. November, ging es endlich in ununterbrochner Fahrt der Heimat zu. In Dresden blieb mein treuer Kollege, Herr Ge-

heimrat St., zurück, da seine Gemahlin ihn dort erwartete. Ich aber hatte keine Ruhe mehr und dankte Gott, als ich gegen zehn Uhr die Meinen unversehrt wieder in die Arme schließen durfte. Zwei Tage später empfing das gesamte Staatsministerium auf dem Bahnhofe in Potsdam das zurückkehrende Kaiserpaar, und erst mit der Gewißheit, daß wir Kaiser und Kaiserin gesund und frisch wieder in unsrer Mitte hatten, kam die Freude über die ganze Reise zum vollen und ungetrübten Abschluß.

Selten wird eine dienstliche Reise so anmutig verlaufen wie diese; selten wird eine Dienstreise so reichen Gewinn an neuen Eindrücken, an erhebenden Stimmungen und Erlebnissen, an Beziehungen zu Menschen und an Erfahrungen über gute und üble menschliche Eigenheiten bieten. Darin liegt der Grund, weshalb ich versucht habe, die Eindrücke dieser Tage wenigstens in flüchtigen Umrissen festzuhalten. Unvorbereitet traf mich die Notwendigkeit, die Reise mitzumachen. Geographische, geschichtliche und archäologische Vorstudien, wie man sie sonst für Reisen in ein bisher uns unbekanntes Gebiet zu machen pflegt, waren bei der Kürze der Zeit und mit Rücksicht auf meine

amtliche Belastung ausgeschlossen. Dazu kam, daß die Hinreise und auf dem Rückwege wenigstens die Reise bis Neapel das Gepräge der Gesellschaftsreise trug, d. h. eines von außen wirkenden Zwangs, dem man sich fügen mußte. In Ägypten, Palästina und Griechenland würde man bei einer freien Reise auf eigne Hand vieles, ja wohl das meiste schwerlich so eingerichtet haben, wie Herr Stangen es uns darbot und darbieten mußte, wenn er die ihm gewiesenen Ziele überhaupt erreichen wollte. Auch die oft übergroße Hast, mit der wir durch allerlei Sehenswürdigkeiten hindurch gehetzt wurden, hing damit zusammen. Aus allen diesen Umständen erklärt sich der hauptsächlichste Mangel dieser Reise, der Mangel an Vertiefung, den ich persönlich schwer empfunden habe. Aber dafür wurden uns auch manche Vorzüge geboten, die man auf Reisen sonst oft entbehrt. Ich erinnere nur an die reiche Gemeinschaft einer aus sehr verschiedenartigen, aber durchweg gut erzognen und gebildeten Elementen zusammengesetzten Reisegesellschaft. Tiefer Ernst und zündende Begeisterung, sprühender Witz und frischer Humor wechselten miteinander ab und durchzuckten oft genug, wie der elektrische Funke, alle Mitreisenden. Im Orient haben wir die

Bevölkerung in einer ganz ungewöhnlichen und zwar für uns Deutsche günstigen Erregung gesehen. Die Anwesenheit unsers Kaisers in Palästina und das freundliche Verhältnis des Sultans zu ihm kam allen Deutschen dort merkbar zu gute. Kurz, alles in allem genommen war die Reise ein hoher Genuß, und wer sie mitgemacht hat, wird dies dankbar als einen besondern Vorzug betrachten. Die Strapazen und kleinen Beschwerden sind längst vergessen. Hell aber und wie mit märchenhaftem Zauber übergossen haften die wesentlichen Eindrücke der Reise in unsrer Erinnerung.

Druck von Carl Marquart in Leipzig